

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Die Badische Schule. 1934-1939 1935

4 (18.2.1935)

Die badische Schule

Verantwortlich: Oberregierungsrat Dr. Ernst Fehrle, Karlsruhe

In Treue zum Führer!

20. 4. 1935

Waldur von Schirach: Hitler

Ihr seid viel tausend hinter mir,
Und ihr seid ich, und ich bin ihr.
Ich habe keinen Gedanken gelebt,
Der nicht in euren Herzen gebebt.

Und forme ich Worte, so weiß ich keins,
Das nicht mit eurem Wollen eins.
Denn ich bin ihr, und ihr seid ich,
Und wir alle glauben, Deutschland, an Dich.

Entnommen aus „Die Fahne der Verfolgten“ (o. J.).

Rudolf Heß an der Wahre Hans Schemm:

Für den Führer spreche ich zu dir. Dein Führer und seine Bewegung, die der Inhalt deines Lebens waren, nehmen Abschied von dir. Du hast deinen Dienst für Deutschland getan – als alter Kämpfer, als bewährter, treuer Gauleiter in langen, schweren Jahren der Bewegung, als Erzieher deines Volkes, als froher Diener des neuen Staates!

Wie du gelebt hast, bist du gestorben, tapfer dem Schicksal ins Auge sehend, männlich, wie dein Tod selbst männlich war. Wie all dein Sinnen und Trachten nur eines kannte: den Führer, die Bewegung, Deutschland – so war im Sterben, angesichts des Todes, deine letzte Sorge, dein letztes Wort: Führer, Bewegung, Deutschland.

Gehe in Ruhe von uns! Wir, die wir weiterkämpfen dürfen, wir stehen und bauen weiter im neuen Deutschland, auf daß es durch Jahrhunderte feststehe, wir bauen weiter an diesem Deutschland, das du so geliebt hast! Für das du gestritten und gelitten hast und in dessen Dienst du starbst!

Wie die Bewegung, die du mit aufgebaut hast, unvergänglich ist in der Geschichte, so wirst auch du unvergänglich der Bewegung sein.

Schemm, wir grüßen dich.

Ansprache des Kreisamtsleiters Dr. Guido Diefel anlässlich der Trauerfeier für Hans Schemm am 9. März, vorm. 11 Uhr, im Studentenhaus in Karlsruhe.

Deutsche Lehrer, Deutsche Lehrerinnen!

Über ganz Deutschland – von der Saar bis nach Ostpreußen und von der Wasserkante bis an den Bodensee – stehen heute die heiligen Symbole unseres Reiches zu unserem tiefen Leid und Schmerz auf Salzmast. Ein unersehlicher Verlust hat den Nationalsozialistischen Lehrerbund, die gesamte Lehrer- und Erzieherchaft betroffen; aber nicht nur die Deutschen Erzieher, sondern das gesamte Deutsche Volk, insbesondere Bayern, die Deutsche Jugend und unseren Führer Adolf Hitler. Der Leiter des Hauptamtes für Erziehung bei der Reichsleitung der NSDAP., der Kreisamtsleiter des Nationalsozialistischen Lehrerbundes, der Schöpfer des „Hauses der Deutschen Erziehung“, der Gauleiter des bayerischen Gaues Ostmark, der bayerische Staatsminister für Kultus und Unterricht, Hans Schemm, unser Hans Schemm, ist tot.

Noch schwingt in uns allen nach die Hoffnung, die sich knüpfte an die erste Nachricht von seinem Flugzeugunfall auf dem Bayreuther Flugplatz am vergangenen Dienstag nachmittag. Die harte Wirklichkeit, das unerbittliche Schicksal, hat uns diese Hoffnung restlos zertrümmert und hat diesen außergewöhnlichen Mann,

diesen treuen Kampfgenossen Adolf Hitlers, diesen vorbildlichen Menschen nordisch-germanischer Prägung, diesen Kämpfer Deutschen Wesens, diesen hervorragenden Erzieher und Freund der Deutschen Jugend, diesen ewigen Deutschen in der Blüte seines Lebens, im 44. Lebensjahr, mitten aus seiner gigantischen Arbeit herausgerissen.

Bei all dem Schmerz, der uns befällt bei dem harten Wirken des Schicksals, dürfen wir diesem Schicksal doch dankbar sein, daß es ihn eines noch hat erleben lassen, die Rückgliederung des Saargebietes, den großen außenpolitischen Erfolg Adolf Hitlers und seiner nationalsozialistischen Bewegung. Nur mit Wehmut lassen wir in der Februar Ausgabe der „Reichszeitung der Deutschen Erzieher“, die erst in den Tagen nach seinem Tod in unsere Hände kam, seine Rundgebung anlässlich des 13. Januar, des Tages des Deutschen Sieges an der Saar.

So außerordentlich, außergewöhnlich, nicht alltäglich und Kühn wie das Sterben, so außerordentlich, außergewöhnlich, nicht alltäglich und Kühn war das Leben von Hans Schemm. Als unbeachteter Volksschullehrer begann er seine Laufbahn droben in Zeufang, einem kleinen Dorfe des Frankenwaldes, auf einem Boden,

der seiner Natur entsprach. Ihm war alles eigen, was ein großer Lehrer und Erzieher besitzen muß: eine Seele mit überströmender Liebe. Sein rastlos arbeitender Geist machte den Lehrer zum Forscher auf chemischem Gebiet: 1921 finden wir ihn als Leiter eines bakteriologischen Instituts in Thale (Harz).

Als das junge völkische Deutschland sich aufbäumte gegen Volksverrat und den drohenden Bolschewismus, da steht der 28jährige Volksschullehrer Hans Schemm als unermüdlicher Kämpfer im Freikorps Epp, in dessen Reihen er 1919 an der Eroberung Münchens teilnimmt. Als Hitlers Bewegung über München hinausgreift, wo konnte sein Herz anders sein als beim kommenden Führer Deutschlands? Von Bayreuth aus findet er 1922 den Anschluß an die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei, wird 1928 Abgeordneter des bayerischen Landtags, 1930 Abgeordneter des Reichstags, nachdem er bereits im Jahre 1925 den Gau Oberfranken gegründet hatte. Zu Beginn des Jahres 1933 wurde dieser Gau Oberfranken mit dem Gau Oberpfalz und Niederbayern zum Gau Bayerische Ostmark verschmolzen, und das Vertrauen des Führers stellte Hans Schemm als Gauleiter dieses Gaues vor neue, große Aufgaben, die er mit seinem unerschütterlichen Glauben und seinem heißen Wollen meisterte, so daß sein Gau zum Schutzwall wurde des Dritten Reiches im Osten gegen Böhmen hin. Und dieser Bayerischen Ostmark, die vor unserem geistigen Auge Gestalt gewinnt durch die Namen Oberfranken, Oberpfalz, Niederbayern, Bayreuth, Amberg, Regensburg, Passau, Fichtelgebirge, Böhmerwald und Bayerischer Wald, dieser seiner Ostmark galten die Worte auf seinem Totenbett: „Haltet einander die Treue, wie Ihr sie mir gehalten habt. Bleibt treu und stark in meiner Bayerischen Ostmark, um Deutschlands Willen! Bleibt treu unserem Führer, so bin ich mitten unter Euch!“

All das hätte die Lebensaufgabe für einen Einzelnen sein können. Aber sein Erzieherherz wollte noch mehr. Im Jahre 1927 rief er eine Handvoll Lehrer zu sich, um den Nationalsozialistischen Lehrerbund zu gründen. Aus dieser kleinen Gruppe, die zum erstenmal in Hof zusammentrat, entstand in den Jahren 1927 bis 1935 die große Erziehergemeinschaft des Nationalsozialistischen Lehrerbundes mit dem Sitz in Bayreuth, der Stadt Wagners und Chamberlains. Und hier, in dieser urdeutschen Stadt Bayreuth, hat er — Schemm — das „Haus der Deutschen Erziehung“ geschaffen, das steht als Symbol der Einheit des Deutschen Erziehers für alle Zeiten. Zu diesem Monumentalbau, der noch kommenden Geschlechtern künden soll von dem Willen und Wirken Adolf Hitlers und seiner nationalsozialistischen Bewegung, wurde am 24. September 1933 der Grundstein gelegt.

Nichts enthüllt die Seele und das Wollen Hans Schemms mehr als die Ansprache, die er anlässlich der Grundsteinlegung zum „Haus der Deutschen Erziehung“ am 24. September 1933 hielt. Doch lassen wir ihn selbst sprechen: „Als wir vorhin an der Spitze des Juges durch die Stadt marschierten, da schob sich vor mich und die Männer und Kämpfer, die mich begleiteten, ein kleiner Junge von vier Jahren ein und

marschierte im Takt der Musik mit. Es kam mir fast so vor, als ob das Schicksal es so fügen wollte, mir durch diesen kleinen, winzigen SA-Mann, durch dieses Deutsche Kind zu sagen, daß heute bei der Grundsteinlegung dieses Hauses die wichtigste Persönlichkeit das Deutsche Kind ist. Daß der Nationalsozialismus dieses Recht des Kindes proklamiert, ist eine Selbstverständlichkeit; denn er ist die Bewegung der Jugend. Im Nationalsozialismus liegt alles, was ein Kind braucht; in dem Wort national steckt das Wort Vaterland, und in dem Wort sozial liegt, auf ein ganzes Volk verbreitet, die Liebe der Mutter. Der Nationalsozialismus zeigt das größte Erziehungsprinzip auf: Vater und Mutter und die Liebe. Mit dieser Deutschen Liebe wird dieses Haus gebaut. Das Wort ‚Deutsch‘, der Begriff ‚Deutschland erwache!‘ hat uns alle zusammengeführt, das Volk und die Stände und die Klassen. Die Parteien sind verschwunden, und auch die Deutsche Lehrer- und Erziehererschaft hat sich geeint. Volk- und Mittelschulen, Höhere Schulen und Hochschulen bekennen sich zum Nationalsozialismus. Ein Volk, ein Erzieherstand. Der Nationalsozialistische Lehrerbund ist dankbar und stolz und begeistert, vom Schicksal die Aufgabe übertragen bekommen zu haben, diese Einigung der Deutschen Erzieherwelt zu vollführen. Und es ist wohl eine Selbstverständlichkeit, daß große Gedanken und große Ideen sich in Stein und Marmor zum Ausdruck bringen, und so soll dieses Haus emporwachsen wie ein steinerner Imperativ für die Deutsche Erziehung, für die Deutschen Erzieher jetzt und in alle Zukunft.“ Und nun ruft er die großen Geister Deutscher Vergangenheit, Richard Wagner, Chamberlain, Pestalozzi und Fichte, als Paten zu diesem Haus und stellt neben sie als Praeceptor Germaniae den Führer und Kanzler des Reiches, Adolf Hitler: „Diese Männer sind die Paten zu unserem Haus. Wagner und Chamberlain, Pestalozzi und Fichte kommen nun zusammen. Wagner und sein Werk, Chamberlain und seine Philosophie, Pestalozzi mit seiner unaussprechlichen Menschenliebe und Fichte mit seinem großartigen Vaterlands- und Staatsgedanken. Und wenn Sie diese Männer zusammensehen, dann geht Ihnen auf der Begriff Nationalsozialismus und aus diesem Begriff die Gestalt unseres herrlichen Führers Adolf Hitler. Er ist es, der uns den Gedanken des Hauses der Erziehung und den Willen zum Bau dieses Hauses durch sein Kämpfen und Opfern gab.“ Unvergeßlich seine Worte, mit denen er die symbolischen Schläge auf den Grundstein des „Hauses der Deutschen Erziehung“ begleitet: „Der erste Schlag sei gewidmet der Deutschen Mutter und dem Pädagogen der Liebe, Pestalozzi: ‚Früchte reifen in der Sonne, Menschen durch Liebe‘. Der zweite Schlag sei gewidmet dem Deutschen Vater und dem Pädagogen des Vaterlandes, Fichte. Der dritte Schlag sei ein Eid dem Führer des gesamten Deutschen Volkes, ein Eid, der ausklingt in den Gedanken: Nie wird sich die Deutsche Lehrerschaft zerreißen lassen!“

In dieser Stunde, der zwölften des 9. März, gehen unsere Gedanken hin nach Deiner Stadt Oberfrankens, nach der Stadt Richard Wagners und Houston Stewart Chamberlains. Wir treten ein in die Weihehalle Deines „Hauses der Deutschen Erziehung“, tre-

ten hin an Deine Bahre und nehmen Abschied von Dir, Hans Schemm, mit dem Gelöbniß, die uns anvertraute Deutsche Jugend zu erziehen in Deinem Sinne, nach Deinem Willen und nach dem Wollen des Führers, sie auszurichten nach Deinen Blickpunkten: Rasse, Wehr, Volk und Gott. Solange noch ein

Tropfen Deutschen Blutes in einem Deutschen freist, solange lebst Du fort!

Ich darf Sie bitten, sich von Ihren Sitzen zu erheben und dem Andenken Hans Schemms eine Minute stillen Gedankens zu weihen.

(Es klingt auf das Lied vom Guten Kameraden.)

Deutsche Ethik. Von H. Schemm †.

Wenn man das für ein gesundes Volk und sein Leben immer treffende Beispiel des Wachstums einer Pflanze in Anwendung bringt, so läßt sich die vergangene Periode und die gegenwärtige des Nationalsozialismus vergleichen mit dem Wachsen von Pflanzen, bei denen die ersteren nur Oberflächensprossen aussenden, die in dem an und für sich ausgeplünderten Oberflächensboden immer wieder dieselben dürftigen Nahrungsquellen finden und somit ein wirkliches Wachstum — eine Entwicklung —, ein Größer-, Mächtiger-, Stärker- und Edler-Werden nicht Wirklichkeit werden läßt.

Unsere Zeit sendet im Gegensatz hierzu ihre geistigen Wurzeln in die Tiefe, sucht neue und doch uralte schlummernde unerschlossene Schatzkammern auf, und das Wachstum auf allen Lebensgebieten ist die selbstverständliche Schlussfolgerung. Solche Gewächse, die tief wurzeln, leisten auch gegen Stürme und Anfechtungen weitaus erfolgreicherer Widerstand. Daß mit der Oberflächenschicht das Geistesleben der liberalistischen, parlamentarischen, demokratischen, materialistischen, intellektualistischen und egoistischen Zeit gemeint ist und mit den Schatzkammern in der Tiefe die Begriffe: Rasse, Ehre, Wehr, Führertum, Gott, Religiosität, Universum und Kosmos, Ewigkeit gedacht sind, braucht nicht weiter erwähnt zu werden.

Entscheidend bei diesen Gedanken ist der Begriff des Wachstums, der Entwicklung, der Bewegung, des Hinstrebens auf ein Ziel. Wenn wir die drei Begriffe: Moral, Recht und Ethik in ihrem gegenseitigen Verhältnis zueinander betrachten, so leuchtet wohl dem denkenden und fühlenden Menschen ein, daß sowohl in dem Begriff Moral wie auch in dem Begriff Recht eine ruhende, latente, fixierte, starre — nicht bewegte, strebende Art und Haltung zu dem Leben verankert ist. Dynamik, Streben, dem Guten unter einem sich nach oben entwickelnden Sichselbstverändern liegt allein in dem Begriff Ethik verankert. Oftmals kamen die drei Begriffe in Kollision, denn in jedem einzelnen Begriff liegen verwandte Seiten zueinander verborgen. Moral und Recht lassen sich mit dem Ausdruck Gesetz am leichtesten in Verbindung bringen. Gesetze fixiert man, schafft hierfür Paragraphen, sie sollen das Leben regeln, in Ordnung halten — jedoch in gewissem Sinne immer dasselbe Leben —, denn wenn wir uns ein auf eine höhere Ebene näher an ein ethi-

sches, sittliches, auch religiöses Ziel hingewandtes Leben vorstellen, so können unter Umständen die erwähnten Gesetze, das Recht und die Moral ein Leben auf dieser höheren Ebene hemmen und hindern.

Die Gesetzgebung und Moralgestaltung im Laufe der Geschichte bei den verschiedenen Völkern, die sich ausschließlich gesetzlich orientierten, beweist die Richtigkeit dieser Anschauung. Der ethische Drang nach Entwicklung war vorhanden: die Gesetze, die Moral ebenfalls. Beide kamen in Kollision. Nun wurde an dem Gesetz gedeutet, ausgelegt, Dialektiker machten sich darüber, Paragraphenkünstler schufen Kommentare, dicke Wälzer, und heute ist es noch so, daß manche ethische Handlung zur bestehenden fixierten Moral und dem fixierten Recht in Widerspruch steht.

Der ganze Nationalsozialismus war dynamisch bedingte Ethik und wurde in den Kampffahren von vielen Gesetzes- und Rechtstheoretikern und auch Moralisten als unmoralisch und unrechtlich bezeichnet und bewiesen. Was führte den Nationalsozialismus zum Sieg? Einzig und allein die Bejahung des Zieles und der Bewegung und des Kampfes auf dieses Ziel hin. Und wenn der Nationalsozialismus heute selbst Gesetze schafft und in seinem Staat und Volk eine Moral herrscht, so steht doch turmhoch dominierend über dem starren Gesetz, dem starren Recht und der Moral die Dynamik einer Ethik, die die Entwicklung und die Zielstrebigkeit eines wachsenden Volkes auf ein höheres geistiges, sittliches, völkisches und weltanschauliches Lebensniveau hinauf bejaht. Rücksichtslos wird der nationalsozialistische Staat Gesetze, Moralanschauungen und Rechtsbegriffe abservieren, wenn sie sich der gesunden Entwicklung — weil nicht mehr passend — entgegenstellen.

Ein klassisches Beispiel hat die Weltgeschichte im Judentum. Sein auf Materialismus und irdischen, besitzmäßigen Genuß eingestelltes Wesen, das keine großen Ewigkeitsgedanken in sich barg, bewirkte naturgemäß die Überzeugung, daß dieser stets gleichbleibende materialistische Genußzustand gesetzlich geregelt werden mußte. Daher kam das Gesetzbuch, die Thora. Im Laufe der Jahrhunderte jedoch erwies sich dieses Gesetzbuch als unzureichend, entweder waren die Maschen zu groß oder zu klein, und es galt, gewissenberuhigende Paragraphen zu schaffen.

So schufen die alttestamentlichen juristischen Zauber-
Künstler das um viele Paragraphen erweiterte Ge-
setzwerk der M i s n a, und man plünderte lustig,
im Rahmen des Gesetzes sich von Jahre beschützt
führend, die Mitmenschen aus und bezog sich dabei
noch auf Recht, Gesetz und Moral. Es dauerte auch
nicht lange, dann waren auch hier bald Defekte und
Fehler, Unzulänglichkeiten, vielleicht aus Gewissens-
bissen, fühlbar. Deshalb schufen die vorhin erwähnten
Gesetzesfabrikanten das Teufelswerk der Weltge-
schichte, den Talmud, der ein Gesetzbuch darstellt, das
mit den Begriffen Recht und Moral die niedrigsten
Gemeinheiten verbindet.

Kehren wir zu dem unserm Volke eigenen Wesen der
dynamisch betonten Ethik zurück, dann erkennen wir
sofort, daß das Ziel dieser Ethik, um ein dauerndes
Wandern, Kämpfen und Streben zu gewährleisten,
i m E w i g e n, also beim Letzten, verankert sein muß.
Durch eine solche Zielgesetzgebung wird der Mensch
immer gewaltsam weggerissen vom Verharren, vom
Unten; eine solche Ethik gleicht einer Macht, die
Blick, Wesen und Leben des Menschen in die Sterne
reißt und ihm sein einziges Glück, seine Moral und
sein Recht in dem Weg erkennen läßt, den er nach
oben zurücklegt.

Alles Leben des Menschen besteht in seinem H a n -
d e l n, nicht bloß in Worten, nicht bloß in Haltung,
denn was ein Mensch ist und wie er ist und wie seine
Haltung zu beurteilen ist, und was er wert ist, das
erkennt man einzig und allein an dem Handeln, das
sich auf seine Mitmenschen auswirkt. Ein ethisch-be-

dingter Mensch wird deswegen in seinem Handeln auch
hier sein Ziel an das Ende der gottgewollten Ganz-
heit, an das Wohl seines Volkes pflanzen, wodurch
der Begriff des Nationalsozialismus: „I c h b i n
n i c h t s, m e i n V o l k i s t a l l e s“ unterstrichen ist.
Oft schon versuchten Große und Größte der Welt-
geschichte die Menschen aus dem Zustand der Erstar-
rung in Recht, Gesetz und Moral zu erlösen. Es ist
bezeichnend, wenn Jesus seine Sätze so formuliert:
„Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt ist — ich
aber sage euch.“ Die Überwindung einer Weltanschau-
ung ist damit sinnfällig zum Ausdruck gebracht. Aber
diese Dynamik in ethischer Hinsicht blieb leider nicht,
sondern Gesetzesbücher, Formeln, Dogmen und Para-
graphen traten an ihre Stelle. Nur der wahrhaft
Religiöse, für den Wort und Formulierung höchstes
Küstzeug, nie Ruhebett sind, verspürt dieses innerste
Wesen des Großen von Nazareth.

Auch Luther versuchte in dieser Richtung vorzustößen.
Die Gotik, der Faust, Maler, Dichter, Denker, Mu-
siker — alle versuchten in irgendeiner Form und Art
ihrer Sehnsucht, höheren Zielen entgegenzueilen, Aus-
druck zu geben, jedoch erstarrte immer wieder die
Welt. Wohl war es da und dort ein Ruck, nie jedoch
war das Prinzip des strebenden, suchenden, wachsenden
in dem erwähnten Sinne ethisch-betonten Lebens be-
wusster geistiger Inhalt eines Volkes. Wir sind die
glücklichen Menschen, denen dieses Geschenk gemacht
wurde. Wir wollen aber auch H ü t e r u n d B e -
k e n n e r u n d K ä m p f e r dieses heiligen
G r a l e s sein.

Ludwig Friedrich Göbelbecker †

Von W. Langenbach.

W am 3. Februar starb in Konstanz im Alter von
72 Jahren Ludwig Friedrich Göbelbecker. Die
badische Volksschullehrerschaft, die in ihm den
hervorragenden Führer und Wegbereiter im Unter-
richt der Schulanfänger, den hochbegabten, pädagogi-
schen Schriftsteller, den Pionier des modernen Fibel-
wesens verehrt, ist es nicht allein, die ihm ein Blatt
des Gedenkens widmen will. Darüber hinaus sind es
Tausende von Volksgenossen, die sich des Namens
Göbelbecker zusammen mit ihren ersten Schulfreunden
erinnern werden, sind es Tausende und Abertausende
von Kindern, in denen seine Gestalten, seine Bilder,
seine Geschichten und seine lustigen Reime in freudig-
ster Erinnerung leben und leben werden. Weit über
die Grenzen des Gaues hinaus wurde sein Name
pädagogisches Programm im Unterricht der Kleinen.
Die Reichshauptstadt hatte längere Zeit seine Fibel
eingeführt, die Schweiz, Belgien, Bulgarien, Ruß-
land und Amerika wußten seine Reformtätigkeit zu
schätzen und zunutze zu machen.

Mehr als 20 zum Teil umfangreiche Werke, in der
Zeit von 1887—1933 geschrieben, sind die Beweise
seines unermüdbaren Schaffens und Könnens. Fünf
Jahrzehnte einer beispiellosen Entwicklung im Unter-
richt der Schulanfänger hat Göbelbecker geistig ge-
tragen, hat er umkämpft, hat er in seinen Werken
illustriert. Er eilte seiner Zeit voraus und wurde des-
halb vielfach nicht verstanden, ein wahrhafter Kämpfer
der künftigen Entwicklung. 50 Jahre hat er die Fackel,
die ihm gereicht war, brennend gehalten. Es führt
eine gerade Linie der Entwicklung von seinem ersten
Reformwerk, der 1893 erschienenen „L e r n l u s t“, bis
zur letzten, ganz auf den Umbruch der Zeit eingestellten
Fibel „Das Jahr voller Freude“ und hin zu seiner
E n t w i c k l u n g s g e s c h i c h t e d e s e r s t e n L e s e -
u n t e r r i c h t s, eines Standardwerkes, das, 1933 er-
schienen, mit seinen nahezu 700 Seiten einen Beweis
der unglaublichen geistigen Frische, der unerschütter-
lichen Tatkraft und der bewundernswertesten Sachkennt-
nis des damals 70jährigen großen Reformers darstellt.

Neben seinen Fibeln, die in reicher Folge und mit stetigem Fortschritt erschienen, neben dem obengenannten Geschichtswerk, war vor allen Dingen seine zweibändige „*Unterrichtspraxis*“, die erstmalig 1904 erschienen, eine Fundgrube von anregenden Ideen, eine moderne Methodik des Elementarunterrichts. Alles, was auf dem Gebiete der psychologischen Forschung während 30 Jahren und durch die didaktischen Experimente der jüngsten Zeit erarbeitet wurde, finden wir hier in anschaulicher Weise dargestellt, kritisch beleuchtet und methodisch verarbeitet. Damit wurde der Unterricht in der Elementarklasse auf eine neue Ebene gehoben, er wurde den Kindern zur reinsten Freude.

Die Entwicklung der Fibel-literatur von der alten Buchstabiermethode an, über jene merkwürdigen Gebilde des vorigen Jahrhunderts, die allein der Technik des Lesenlernens dienten, bis hin zum einheitlich gestalteten, dem nährkräftigen Boden der Heimat in Wort und Bild entsprossenen Organismus, bis hin zu dem modernen Kunstwerk in methodischer, literarischer, illustrativer und typographischer Beziehung, eine Entwicklung über die Zeitspanne von 400 Jahren, wurde von ihm auf diese Höhe geführt. Alles, was wir heute als selbstverständlich im ersten Leseunterricht hinnehmen, ist erst von Göbelbecker als erste Forderung erhoben und erkämpft worden. Sein pädagogisches Glaubensbekenntnis leuchtet von jeder Seite seiner Werke, jedes Wort, jedes Bild, jeder Laut sind ihm von größter Bedeutung, denn in methodischer Hinsicht ist ihm das Buch der Anfänger das wichtigste Buch des Volksschulunterrichts. Alle zeitgenössischen Fibel-schriftsteller haben von ihm nur lernen können oder unbewußt gelernt, allen voran steht seine Tat, sein umfassendes Können, sein geniales Wollen. Unentwegt strebte er weiter, die größten Hindernisse überwand er, um immer das Bessere zu suchen und zu finden. Seit 1883 bereitete er die organische Gliederung des umfassenden Stammunterrichts vor. Das Gott und die Welt, Gegenwart und Vergangenheit, Geschichte und Sage, Brauchtum und Dichtung in sich vereinigende Heimatprinzip, die grundlegende Gemeinschaft von Haus, Schule und Welt ist ihm das gestaltungsfähigste Zentrum der deutsch-völkischen Erziehung auf der Unterstufe. Nur ein solcher Sachorganismus wird zum lebenerweckenden und befruchtenden Unterrichtsorganismus. Seit dem Jahre 1883 ist sein Name unauslöschlich mit dem Siegeszug der ganzheitlich-analytisch-synthetischen Lesemethode unter Einfluß der geeigneten Empfindungswörter und Nachahmungslaute verbunden. Dr. Ernst Weber, der verdienstvolle Pädagoge, schreibt über sein Lebenswerk: Für mich liegt das Originale und Wertvolle der Göbelbeckerschen Leistung weniger in den Elementen als vielmehr in der Art ihrer Verschmelzung, in der genialen Lösung jenes jahrhundertalten Fibelproblems, das forderte, Widerstrebendes, Entgegengesetztes, Wesensfremdes organisch zu vereinen. Seine Leistung erweckt den Eindruck der inneren Geschlossenheit, des organisch Ausgebauten. „Die deutsche Schule“ schreibt 1914 in Heft 9: „Göbelbecker hat wie keiner vor ihm die Fibel in den Rang des Kunstwerkes eingereiht,

er hat wie keiner vor ihm in solcher Intensität den ganzen Elementarunterricht mit künstlerischem Geist erfüllt.

Diese einzigartige Leistung wird erst durch die Persönlichkeit Göbelbeckers, die seinem ganzen Lebenswerk ihren Stempel aufdrückte, verständlich. Durch alle seine Werke zieht, begründet in seiner bäuerlichen Herkunft, seine starke Heimat- und warme Vaterlandsliebe, die ihn am Schlusse seines reichen Lebens vor dem Ausbruch der Nation die Worte schreiben läßt: Das gesamte kulturelle Gemeinschaftsstreben unseres Volkes muß im heranwachsenden Geschlecht früher und mehr denn je erstarren. Das Nationalbewußtsein und der Nationalstolz müssen im Familien- und Heimatsinn tiefe Wurzeln schlagen, rechtzeitig geweckt und dauernd gekräftigt werden. Erziehung und Unterricht sind völkischer als bisher zu gestalten. In Treue gegen uns selbst, in Treue gegen die Kulturmission unseres Volkes.

Seine Schüler brachten ihrem für seinen Beruf so begeisterten Lehrer, der ihnen den Unterricht lebendig und freudvoll gestaltete, stets große Liebe und Verehrung entgegen.

Sein offenes, ehrliches Wesen, seine kämpferische Natur, seine rückhaltslose Offenheit, mit der er seine literarischen Rechte verteidigte, sein hartnäckiger, unbeugsamer Wille, sein nie rastender Geist haben ihn oft in schwere Kämpfe verwickelt. Immer stellte er das Ziel über alles, wenn ihm auch dadurch materielle Erfolge und einflussreiche Stellen verloren gingen. Er wollte nur Lehrer sein. Nur einmal bewarb er sich um eine höhere Stelle, nicht aus Ehrgeiz, sondern um dadurch ein erweitertes Gebiet für den Ausbau und die Verwirklichung seiner Reformbestrebungen auf allen Stufen zu erlangen. Nie war sein Streben nach äußerem Ruhm gerichtet, nur dem Kinde, der Erziehung und Bildung wollte er dienen. Freiwilliges Handeln nach Selbstüberlegung, rastloses Schaffen nach Herzenslust und schriftstellerische Tat waren das Ideal und das Glück seines Lebens. „Wirket solange es Tag ist, ehe die Nacht kommt, da niemand wirken kann“, das war seine Losung, der er bis in seine letzte Stunde treu blieb.

Eine wahrhafte Pestalozzinatur erschien er jedem, der ihn kennen lernen durfte, allen war er ein väterlicher Freund und Berater, in allem überragend seine Zeitgenossen. Bescheiden, schlicht, anspruchslos, tief religiös, stets hilfsbereit, Recht und Gerechtigkeit scharf wiegend, so verkörperte der große Lehrer ein edles Menschentum. Die badische und weiterhin die deutsche Lehrerschaft werden ihm keine schönere Ehrung darbringen können, als wenn sie sein Lebenswerk geradlinig weiterführen, wenn sie auf der Grundlage, die er geschaffen hat, weiterbauen. Damit erfüllen sie eine pädagogisch-geschichtliche Mission.

Man kann die Bedeutung seines Lebenswerkes für die gesamte deutsche Erziehung und Bildung, sein geistiges und menschliches Wollen nicht besser zusammenfassen als in die Worte, die einst auf seinem Grabstein stehen werden, von ihm selbst als Fanalzeit seines Lebens empfunden:

Ludwig Friedrich Göbelbecker,
ein Lehrer.

R. Friedrich Probst **Wilhelm von Humboldt.**

Zum 100. Todestag am 8. April (1767 bis 1835).

Das Jahr 1935 bringt uns gleich zwei der bedeutendsten Jahrhundertfeiern auf deutschkundlichem Gebiete: nach der Feier des 150. Geburtstages von Jakob Grimm am 8. April die Wiederkehr des 100. Todestages Wilhelm von Humboldts. Man kann im kulturellen Leben eines Jahrestages aus Achtung gedenken, weil das Schaffen seines Trägers zu Lebzeiten von der größten Bedeutung war. Es ist aber das Kennzeichen des Großen in der Geschichte, daß seine Leistung irgendwie nachwirkt: unmittelbar, wenn er noch seine eigene Zeit als Bekannter zu seinem Werk erlebt, mittelbar, wenn seine Arbeit noch die Nachkommen beschäftigt. Denn schließlich kommt es im Geistigen nicht bloß auf die fertig-abgeschlossenen Leistungen an, sondern ebenso sehr auf die Anregungen und Antriebe, die ausgestreut worden sind. Manche Ernte wäre nie geborgen worden, wenn nicht die Saat sie überhaupt erst ermöglicht hätte. Das 100. Todesjahr Wilhelm von Humboldts fällt in eine Zeit der Neublüte jener Sprachwissenschaft, die mit seinem Namen für alle Zeiten verbunden bleibt. Wilhelm von Humboldt ist anläßlich der Wiederkehr seines 100. Todestages im März dieses Jahres von der Deutschen Akademie in München besonders geehrt worden. Der Senat der Akademie stiftete eine *Sumboldt-Münze*, mit der künftig besondere sprachliche Leistungen in Schulen und an Universitäten des Auslandes ausgezeichnet werden. Die Verleihung erfolgt alljährlich am 8. April an Ausländer, die ein von der Deutschen Akademie gestelltes Thema mit hervorragendem Erfolg bearbeitet haben.

Wilhelm von Humboldt verdient besondere Aufmerksamkeit und dankbares Gedenken in seinem 100. Todesjahr: seine Persönlichkeit und sein Schaffen überragen jede zeitbedingte Geschichtlichkeit und sind ausgezeichnet durch ebenso entschlossene Leistungen wie mannigfache wertvolle Anregungen für die Nachkommen bis auf unsere Zeit. Mit Benützung eines Wortes von Moeller van den Druck über den Reichsfreiherrn vom Stein möchte man sagen: Von Humboldts Erbe haben hinterher die Sprachwissenschaftler und die Germanisten ein Jahrhundert gelebt.

Humboldts Leben ist in manchem dem Entwicklungsgang des Reichsfreiherrn vom Stein verwandt und damit so manchem anderen noch aus ihrer Zeit, die als Übergangszeit Menschen gesehen hat, die nicht fertig und unabänderlich geprägt waren, sondern sich entwickelten: rangen und kämpften. Stein wie Humboldt wollten in preussischen Diensten reformerisch für Deutschland wirken und zogen sich die letzten Jahre ihres Lebens enttäuscht dorthin zurück, woher sie gekommen waren: Stein auf seine Güter, Humboldt in seine Studierstube (1820/35 auf Schloß Tegel). Im

Vergleich zu Steins kurzer Tätigkeit als Staatsmann waren die 10 Jahre W. von Humboldts (1809/19) ausgefüllt mit einer Reihe wichtiger Ämter: zuerst 16 Monate lang Direktor der Sektion für Kultus und Unterricht im Ministerium des Innern; Gesandter in Wien und London; seit 1817 Staatsrat, als Bevollmächtigter u. a. bei Verhandlungen in Prag, Wien, Paris und Frankfurt; 1819 kurze Zeit Minister für sächsische Angelegenheiten und als solcher — nachdem er sich mit Hardenberg überworfen hatte (vgl. Stein) — 1819 aus dem Ministeramt ausgeschieden. Stein hatte Humboldt gegenüber die sichere politische Einsicht voraus: Die 10 Jahre, um die Stein vor Humboldt geboren ist, hatten Stein einen Vorsprung in der politischen Bildung gebracht, die Humboldt nicht mehr einholen und nur auf Umwegen zum Teil nachholen konnte. Während Stein von Anfang an deutlich von der Aufklärung abrickt, steht Humboldt in seiner Jugend und in den Jahren des geistigen Werdens (bis 1798) u. a. noch im Banne der Aufklärer. Durch Fr. A. Wolf wird er für den Neuhumanismus gewonnen und verkehrt nunmehr in den freundschaftlichen Kreisen Schillers und Goethes in Jena und Weimar. Damit ist Humboldt dem Rationalismus für alle Zeiten entrisen gewesen und wurde hingeführt auf das Ideal, das uns als das Klassische bekannt ist. Ich wähle deshalb nicht den geläufigeren Ausdruck „Humanitätsideal“, weil er einseitig beansprucht wird zur Verurteilung eines heute mit Recht abgelehnten, weil falsch verstandenen Verhaltens des einzelnen zum Staat. Auch wenn W. von Humboldt — sogar noch im Jahre des Beginns der Koalitionskriege und mehrere Jahre nach dem Sturm und Drang und vor allem nach den Jugendstücken des Feuerkopfes Schiller! —, der Verfasser einer Schrift ist, die den Titel trägt: Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen — worin er die Betreuung des einzelnen durch den Staat auf den Sicherheitszweck beschränkt und wichtige Kulturaufgaben (wie z. B. die Erziehung) dem einzelnen, nicht dem Staat überantwortet wissen möchte —, so ist einmal zu beachten, daß sich Humboldt mit dieser Forderung von dem Staate des Absolutismus loskämpfen möchte, nicht von dem Staate überhaupt. Humboldt sprach damit nichts anderes aus, als was die Stürmer und Dränger verfochten und wofür ein Schiller flucht und Landesverweis auf sich genommen hatte. Der Durchbruch zur völkischen Staatsauffassung unserer Tage kann — geschichtlich gesehen — des Neuhumanismus nicht entbehren: Der Kampf für die Menschheit, die Würde des Menschentums, ging dem Nationalstaatsgedanken und der völkischen Bestimmung voraus. Erst nachdem aus den Untertanen des 18. Jahrhunderts Menschen und Bürger des angehenden 19. Jahrhunderts geworden waren (Schillers

Dichtung und die Steinschen Reformen!), konnten mit ihnen die nationalpolitischen und eigenvölkischen Forderungen gezogen werden. Das Bekenntnis Humboldts zum Humanismus und Individualismus war das Bekenntnis der Idealisten seiner Tage schlechthin. Erst eine spätere Entwicklung und vor allem die politische Ausdeutung und Ausnützung der Ideen des deutschen Idealismus ließ die Worte Humanismus und Individualismus geringer bewerten.

Wie wenig Humboldt mit der nachträglichen Einschätzung der Begriffe Humanismus und Individualismus im (partei-)politischen Sinne zu tun gehabt hat, geht schon aus seinem eigenen Widerruf in seiner Denkschrift über die Verfassung 1813 hervor, worin sich Humboldt (im Gegensatz zu seiner Einstellung in der Schrift vom Jahre 1792) voll und ganz zum Staate und zu dessen den einzelnen umfassenden Wirkungskreis bekennt.

Humboldt wäre aber auch nicht Romantiker gewesen, wenn er nicht noch den Schritt zum Eigenvölkischen und Arteigenen getan hätte. Wenn er diesen Vorstoß nicht so sehr bis zum Politischen, sondern zum Kulturell-Geistigen, genauer: zum Sprachlichen vorgeht, hängt dies mit seiner vorausgegangenen Entwicklung und seiner Verwurzelung in den Herderschen Anschauungen von Volk und Sprache zusammen.

Wilhelm von Humboldt, der Stifter der Berliner Universität und der Schöpfer des humanistischen Gymnasiums, verkörperte in seiner sprachwissenschaftlichen Arbeitsweise die Haltung des Romantikers: philosophische, d. h. grundsätzliche Einstellung allen Fragen gegenüber, nicht spezialwissenschaftliche Vereinzelnung (analytische Methode), sondern Gesamt- und Ganzheitschau (Totalität; synthetische Methode); „Aufsuchen der Idee in der Erscheinung“ (Ed. Spranger); organische, nicht rationalistische Betrachtungsweise; in der Beurteilung der Bedeutung der Vergangenheit für die Gegenwart nicht einseitig konservativ, sondern auch revolutionär in der Berücksichtigung der Gegenwart für seine Fragen; Ausrichtung aller Teilgebiete auf den Begriff Volkstum, „das gesellschaftliche Selbstbewußtsein der Zeit und die philosophische Deutung der deutschen Erhebung“ (G. Ipsen).

Es ist bekannt, daß noch Jakob Grimm die organisch-lebendige Sprachauffassung über die rationalistisch-grammatikalische Betrachtung stellte. W. von Humboldt blieb dieser philosophischen Haltung unserer ersten Sprachforscher treuer als J. Grimm, der an der Ausbildung der sog. junggrammatischen sprachwissenschaftlichen Schule mit ihrer Hinneigung zum Historisch-Lautgesetzlichen und damit in der Vernachlässigung der sprachphilosophischen Haltung nicht ganz unschuldig ist. Wenn wir heute rückblickend die Entwicklung der Sprachwissenschaft überschauen, muß man feststellen, daß die Sprachforschung (bis etwa vor 10—12 Jahren) den Leistungen und Anregungen J. Grimms mehr gefolgt ist als denen W. v. Humboldts: die analytisch-zergliedernde Sprachbetrachtung überwog, die synthetisch-zusammenschauende (vor allem die Satzlehre und die Stilistik in den Mittelpunkt rückende) Betrachtung kam zu kurz. Die Auffaznot

in der Schule war die letzte, wenn auch vielleicht schmerzlichste Auswirkung dieser einseitigen Fortbildung der wertvollen, sich ergänzenden Doppelerbschaft J. Grimm—W. v. Humboldt! Wilhelm Scherer und Rud. Hildebrand vertraten noch zu Beginn des Zweiten Reiches bewußt und stolz das Doppelerbe. Wilhelm Scherer setzt den Humboldtschen Kernbegriff von der inneren Sprachform dem Begriff Stil gleich (also dem, was die Eigenart des einzelnen wie eines Volkes ausmacht). Wenn ein Buch wie „Der deutsche Sprachunterricht“ von Rud. Hildebrand (1917: 50-jährige Jubelausgabe) nach bald 70 Jahren seit seinem Erscheinen unvermindert Gegenwartswert besitzt, ist das entweder ein Beweis für seinen Allgültigkeitswert oder dafür, daß auch dieses Buch noch nicht zu Ende ausgeschöpft ist! Beides trifft zu. Die Überschriften der Abschnitte 3 und 4 seines Buches sprechen Forderungen im Humboldtschen Geiste aus: „Der Sprachunterricht sollte mit der Sprache zugleich den Inhalt der Sprache, ihren Lebensgehalt, voll und warm erfassen“ — „Das Hochdeutsche sollte gelehrt werden im Anschluß an die Volkssprache oder Hausprache.“

Auf einer schmalen Brücke (die getragen wird von Werken wie „Der deutsche Sprachbau als Ausdruck deutscher Weltanschauung“ von Frz. N. Junk, Marburg 1899, „Geist und Wesen der deutschen Sprache“ von G. Fetz, Eisenach 1892, „Die Sprache in ihrer Beziehung zum Nationalcharakter“ von Fr. Stehlich, 1882) wurde die Humboldtsche oder romantische Sprachauffassung in unser Jahrhundert herübergerettet. Ausführlicher habe ich die Entwicklung des deutschen Sprachunterrichtes im Zweiten Reich beschrieben: Der Weg zum neuen Sprachunterricht — ein Stück deutscher Geistesgeschichte, S. 10—23, in Heft 5 der von Ministerialrat R. Gärtner herausgegebenen Bausteine für den neuzeitlichen Unterricht: Sprach-, Stil- und Aufsatzunterricht, Verlag Volzke, Karlsruhe 1935. Für den bedeutungsvollen Anteil der Alt-Philologie (insbesondere in Baden die Arbeiten des Lörracher Gymnasiumsleiters J. Keller) an der Erhaltung der Humboldtschen Sprachauffassung darf ich in diesem Zusammenhang auf meine Veröffentlichung verweisen: „Philologen der Nation“, S. 48 ff. (Verlag Volzke, Karlsruhe 1933). Wenn Stehlich von der Sprachform behauptet: „Je entwickelter das Denkvermögen einer Nation, desto entwickelter ist auch die Sprache“, und von dem Sprachinhalt: „Je größer und mannigfaltiger der Wortschatz einer Sprache, desto entwickelter ist das Denkvermögen des Volkes, welches sie spricht“, so knüpft er damit bewußt an Humboldt an, der gesagt hat: „Die Geistes Eigentümlichkeit und die Sprachgestaltung eines Volkes stehen in solch inniger Verschmelzung zueinander, daß, wenn die eine gegeben wäre, die andere müßte vollständig aus ihr abgeleitet werden können.“

Für W. von Humboldt waren Sprechen und Denken wesensgleich. Für die sprachphilosophische Übereinstimmung J. Grimms mit Wilh. von Humboldt sei diese Gleichung einmal mit Grimms Worten wiedergegeben: „Der Schöpfer hat die Seele, d. h. die Kraft zu denken, er hat die Sprachwerkzeuge, d. h. die Kraft zu reden, in uns beides als kostbare Gaben gelegt, aber

wir denken erst, indem wir jenes Vermögen üben, wir sprechen erst, indem wir die Sprache lernen." In der sprachlichen Begriffsbildung, dem Wortschatz und dem Satzbau ist ein gut Stück Weltanschauung und Weltanschauung des Volkes niedergelegt: „Die Sprache der Völker ist ihr Geist, und ihr Geist ist ihre Sprache, man kann sich beide nie identisch genug denken Wenn wir Intellektualität und Sprache trennen, so existiert eine solche Scheidung in der Wahrheit nicht.“ Das Wesentliche einer Sprache in jeder Hinsicht, auch das, wodurch sich die Einzelsprache von allen übrigen (trotz der zugegebenen Verwandtschaft z. B. in der indogermanischen Sprachfamilie) unterscheidet, wird von Humboldt mit dem Namen *innere Sprachform* belegt. Dieser Begriff ist das Herzstück aller philosophisch eingestellten Sprachbetrachtung bis in unsere Zeit hereingeblichen. Nach Humboldts Meinung verliert eine Sprache diesen Prägeempel nicht mehr, sie behält ihn von Anfang an, aller sonstigen Entwicklung zum Trotz.

An Humboldts Auslegung des Begriffs *Innere Sprachform* scheiden sich die Vertreter der heutigen Sprachwissenschaft. Alle — L. Weisgerber, J. Trier, G. Ipsen, O. Funke (als Vertreter der Schule von A. Marty), E. Winkler, K. Stegmann, Th. Steche, Gg. Schmidt-Rohr — gehen einig in der Unterbauung ihrer Arbeit durch sprachphilosophische Erwägungen. Es mag hier die Feststellung genügen, daß schon die große Zahl der Forscher, die sich zum Humboldtischen Sprachgeiste bekennen, Beweis genug ist für das bedeutende, noch so ausbaufähige Erbe, das uns Humboldt hinterlassen hat. Für den Sprachunterricht in der Schule möchte ich nur die Arbeiten von zwei neuromantischen Sprachwissenschaftlern hervorheben, die Humboldts Auffassung wieder aufgriffen und ausbauten und an denen wir Deutschlehrer nicht achtlos vorübergehen dürfen. J. Trier — ich erwähne hier nur seinen Vortrag „Die Idee der Klugheit in ihrer sprachlichen Gestaltung“, Zeitschr. f. Dtschde 9/1932, S. 626 ff. — knüpft an Wilh. Scherers Auffassung an, wenn er das Wesen der Inneren Sprachform in Stileigentümlichkeiten beim Wortschatz erblickt; für Trier ist *Innere Sprachform* gleich der Wahl des passendsten Wortes aus einem ganzen Felde begriffsverwandter Ausdrücke (sprachliche Zeichen, Wortfelder). „Dieser Gliederungswandel in den Feldern und die Grenzveränderungen zwischen den Feldern (dasselbe in einer höheren Schicht), das ist die innere, die kategoriale Geschichte der Sprache.“ Wesentlich für die Arbeit aller Neuromantiker in der Sprachwissenschaft ist die Preisgabe der bisher fast ausschließlich historisch eingestellten Forschung zu Gunsten einer stärkeren Einbeziehung der Gegenwartssprache. „Das Wesen der Sache ist durch Aufzeigung ihrer Stellung und Wirkung innerhalb desjenigen Systems zu erforschen, dem sie jetzt angehört“ (Trier).

Neben der Lehre von der Inneren Sprachform ist diese *Gegenwartsnähe* das zweite, was die Humboldtische Sprachauffassung bei der Jahrhundertfeier so zeitgemäß und gerade für unseren schulischen Sprachunterricht so wichtig macht. Der wahre Romantiker Humboldt steckt in dieser umfassenden Anschauung der Vergangenheit und der Gegenwart,

entpuppt sich in seiner konservativen und in seiner revolutionären Haltung. Wilh. von Humboldt faßte die Sprache als etwas Gegenwärtiges (das nur lebt, solange die Sprache gesprochen wird), wie auch als einen von unseren Vorfahren übernommenen Besitz, der die Sprecher zur Übernahme der von früheren Generationen geprägten Begriffe zwingt (Schöpfung und Entwicklung bei Vöslar). In der Gegenwart ist L. Weisgerber der überzeugendste Vertreter dieser Anschauung. Nach ihm liegt in der sprachlichen Besonderheit unserer Begriffe die Eigenart unseres völkischen Charakters mit beschlossen und recht sichtbar zu Tage. Weisgerber weist nach, daß die Verwandtschaftsnamen Anlaß wurden für unsere Verwandtschaftsbegriffe. Daß die Sprache nicht die Dienerin, sondern die Herrin des Mythos ist, erhärtet L. Makfenzen an Namensagen und Heiligen-Patronaten (Name und Mythos, Leipzig 1927; Form und Geist, Arbeiten zur germanischen Mythologie IV). Bei dieser hohen Bedeutung der (Sprach-)Begriffe ist im Unterricht der Begriffsklärung und -erweiterung (richtig verstanden: den Wortschatzübungen) besondere und vor allem mehr Aufmerksamkeit zu schenken als bisher. Was unsere Schüler brauchen, ist nicht die Bedeutungslehre bisheriger Gepflogenheit, sondern muß eine Bezeichnungslehre sein, durch die der Schüler seinen Begriffsschatz erweitert. Ich erspare mir auch hier weitere Ausführungen mit dem Hinweis auf meinen „Sprach-, Stil- und Aufsatzunterricht“ (Heft 5 der Bausteine), wo an vielen Stellen entsprechende Unterrichtsbeispiele aufgeführt werden. Mit der Übernahme der bereits geschaffenen sprachlichen Begriffe aus der Vergangenheit wächst der junge Mensch in seine Volksgemeinschaft herein. Die Sprache ist das nachgeburtliche Erbe, wodurch das Erbe der Rasse, des Blutes und des Bodens um ein viertes erweitert wird. Gleich den andern gehört die Sprache zu den tätigen erblichen Anlagen, die der Unterricht noch vor kurzem unbeachtet brach liegen ließ.

Wenn wir heute im deutschen Sprachunterricht (nach dem Ausdruck von W. Seidemann 1927 in seinem Buch „Der Deutschunterricht als innere Sprachbildung“) das Spracherlebnis und das Sprachganze als Übungsstoffe in den Vordergrund rücken, sind wir uns dankbar der Anregung Wilh. von Humboldts bewußt, die solche Unterrichtsführung nahelegte. Das Spracherlebnis als Grundhaltung des Sprachunterrichts war ausgelöst worden durch den dritten Hauptpunkt Humboldtischer Sprachauffassung: Durch die Deutung der Sprache als Erzeugung (*ἐπέγειν*), nicht als Erzeugtes (*ἐργον*). Dies bedeutet einen Sprachunterricht, der sich nicht in abstrakter Systematik oder in einer Bestandsaufnahme des vorhandenen Wortschatzes erschöpft, sondern den Schüler zu einer sprachlichen Leistung ermächtigt, die lebendig und zweckvoll ist und als Aufgabe innerlich mit dem Schüler als dem Schreiber zusammenhängt. Der Humboldtische Leistungsbegriff fordert aber nicht bloß eine besondere Art des Sprachunterrichts: er ist gleichzeitig der Inbegriff einer hohen Auffassung von der Funktion der Sprache überhaupt im Leben der Volksgemeinschaft: „Die Leistung der Muttersprache besteht darin, daß sie in ihren Begriffen und Denkformen ein bestimmtes

Weltbild enthält und bewahrt und dieses Weltbild allen Mitgliedern der Sprachgemeinschaft vermittelt“ (L. Weisgerber). Diese hohe Aufgabe des deutschen Sprachunterrichts wieder und heute stärker als früher erkannt zu haben, ist der Wiederbesinnung auf die Humboldtsche Sprachphilosophie zu danken. Humboldts Todesjahr ist sozusagen fast auch das Geburtsjahr seiner Hauptschrift geworden. Erst nach Humboldts Tode (1836/39) erschien seine Hauptarbeit darüber (als Einleitung zu dem dreibändigen Werk „Über die Kawi Sprache“): „Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechtes“, ein nachgelassenes Werk, von dem die stärksten Anregungen auf die Sprachwissenschaft und den Sprachunterricht ausgegangen sind.

Eines sei im 100. Todesjahr Wilh. von Humboldts nicht vergessen: dadurch, daß die Neuromantiker auf Humboldt zurückgingen, fand die Sprachwissenschaft zurück zum Leben und damit auch in unsere Unterrichtsnähe. Es ist nicht mehr begründet, wenn der Deutschlehrer über die Lebensfremdheit der Sprachwissenschaft klagt und Unterrichtsmißerfolge auf den Mangel an Rüstzeug schieben möchte, das ihm die Wissenschaft nicht bieten kann. Wenn die Sprachwissenschaft je lebensnah gewesen ist, dann in der Gegenwart unter Führung der Neuromantiker. Am Deutschlehrer selbst liegt es nunmehr, die unterrichtlichen Folgerungen aus den Humboldtschen Kernbegriffen zu ziehen: aus der Lehre von der Inneren Sprachform, der Untermauerung des Sprachunterrichts durch sprachphilosophische Haltung, dem Leistungsbegriff

der Sprache und ihrer doppelten Auffassung als Schöpfung und Entwicklung, gleiche Berücksichtigung von Vergangenheit und Gegenwart in der Sprache. Humboldtsche Sprachauffassung leitet E. Drach, wenn er verlangt: es muß „stärker und bewußter als bisher der Gedanke t ä t i g e r deutscher Sprachbildung eingeordnet werden. An den Höheren Schulen und Volksschulen soll der deutsche Sprachunterricht seine Kraftquellen aus den beiden Betrachtungsgebieten der Sprache beziehen: Einsicht und Sprachverständnis aus dem geschichtlichen Rückblicken und Beobachten; lebendiges Können und Sprachleistung aus dem erzieherischen Üben und Vorbildgeben; Liebe und Wertung aus beiden.“ Mit der Lebensnähe, die sich die neuromantische Sprachwissenschaft wie zu Humboldts Tagen zurückerober hat, sind auch die Träger des zeitgenössischen Schrifttums wieder näher in den Gesichtskreis der Schule gerückt. Meine Rundfrage im Sommer 1933 ergab, daß die Dichter und Erzähler der Gegenwart die neuromantische Sprachauffassung bejahen. Es ist recht wohl begründet, wenn gerade in den letzten zwei Jahren mehr selbständige und umfangreiche (in Buchform erschienene) Dichterausführungen zu hören waren als früher. Ich erwähne hier nur die Namen: Hans Fr. Blunck, Hanns Johst, Ernst Jünger, Ina Seidel, Peter Dörfler. Wilh. von Humboldt ist der Ahne der Sprachwissenschaftler wie der Dichter in der Gegenwart.

Der Bund zwischen Sprachwissenschaftlern — Dichtern — Sprachlehrern, wieder geschlossen 100 Jahre nach dem Heimgang Wilh. von Humboldts, ist seine sinnreichste Ehrung und bedeutet vollste Anerkennung seiner unvergänglichen Leistung.

Hans Grimm zum 60. Geburtstag am 22. März.

„Ich habe das schwere Glück, Schriftsteller im deutschen Volke sein zu dürfen, da es am tiefsten gesunken war und zugleich die am meisten bereite Jugend hatte. Und wo gehört der Schriftsteller hin als dahin, wo die wesentlichen Fragen seines Volkes sind? Ob er sie beantworten kann und wann er sie beantworten kann, steht nicht bei ihm.“
1. Januar 1930.

Die „Badische Schule“ entbietet ihrem Mitarbeiter Gruß und Dank zum 60. Geburtstag mit den herzlichsten Wünschen für seine Gesundheit und sein Schaffen. Hans Grimms Leistung liegt sowohl auf dem dichterisch-künstlerischen wie auf dem politischen Gebiete. Wenn es Hans Grimm bis ins Erscheinungsjahr von „Volk ohne Raum“ (1926) schwer hatte, sich durchzusetzen, lag das nicht an ihm und seinem Werk, sondern am damaligen Deutschland und an dessen Auffassung von Kunst und Dichtung. An der Beseitigung des Vorurteils, Dichtung mit poli-

tischem Gehalt sei keine Kunst mehr, hat er selbst (durch seine Dichtungen und mannigfachen Vorträge und Aufsätze) wacker mitgekämpft und damit dem Durchbruch der gegenwartsnahen politischen Dichtung seit dem Aufbruch der Nation zum Siege verholfen. Hans Grimm kann für sich das stolze Verdienst beanspruchen, an der politischen Bildung des deutschen Volkes und damit am Aufbruch der Nation — vom Kolonialpolitischen Gedanken war das Reich, nicht aber die Nation der Deutschen erfaßt gewesen! — vor allem durch seinen Roman „Volk ohne Raum“ mitgeholfen zu haben. Seine Leistung für das volksdeutsche und nationalpolitische Schrifttum der Gegenwart ist bereits in die Geschichte eingegangen und verpflichtet die Schule, sein Werk in der schulischen Erziehung einzusetzen. Ein solches Gelöbnis sei dem Dichter zu seinem 60. Geburtstag von der badischen Lehrerschaft dargebracht.

Wilhelm von Humboldt über die Sprache.

Sein Glauben an ihre völkische Sendung und ihre Ganzheit.

Von Hermann Rösch.

1. Die Sprache entspringt zwar aus einer Tiefe der Menschheit, welche überall verbietet, sie als ein eigentliches Werk und als eine Schöpfung der Völker zu betrachten. Sie besitzt eine sich unsichtbar offenbarende, wenn auch in ihrem Wesen unerklärliche Selbsttätigkeit, und ist, von dieser Seite betrachtet, kein Erzeugnis der Tätigkeit, sondern eine unwillkürliche Emanation des Geistes, nicht ein Werk der Nationen, sondern eine ihnen durch ihr inneres Geschick zugefallene Gabe.

2. Es ist kein leeres Wortspiel, wenn man die Sprache als in Selbsttätigkeit nur aus sich entspringend und göttlich frei, die Sprachen aber als gebunden und von den Nationen, welchen sie angehören, abhängig darstellt.

3. In den Sprachen also sind, da dieselben immer eine nationale Form haben, Nationen als solche, eigentlich und unmittelbar schöpferisch. — Doch muß man sich wohl hüten, diese Ansicht ohne die ihr gebührende Beschränkung aufzufassen. Da die Sprachen unzertrennlich mit der innersten Natur des Menschen verwachsen sind und weit mehr selbsttätig aus ihr hervorbrechen, als willkürlich von ihr erzeugt werden, so könnte man die intellektuelle Eigentümlichkeit der Völker ebensowohl ihre Wirkung nennen. Die Wahrheit ist, daß beide zugleich und in gegenseitiger Übereinstimmung aus unerreichbarer Tiefe des Gemüts hervorgehen.

4. (Nationeller Charakter der Sprache): Jede Sprache empfängt eine bestimmte Eigentümlichkeit durch die der Nation und wirkt gleichförmig bestimmend auf diese zurück. Der nationale Charakter wird zwar durch Gemeinschaft des Wohnplatzes und des Wirkens unterhalten, verstärkt, ja bis zu einem gewissen Grad hervorgebracht; eigentlich aber beruht er auf der Gleichheit der Naturanlage, die man gewöhnlich aus Gemeinschaft der Abstammung erklärt. In dieser liegt auch gewiß das undurchdringliche Geheimnis der tausendfältig verschiedenen Verknüpfung des Körpers mit der geistigen Kraft, welche das Wesen jeder menschlichen Individualität ausmacht. Es kann nur die Frage sein, ob es keine andere Erklärungsweise der Gleichheit der Naturanlage geben könne, und auf keinen Fall darf man hier die Sprache ausschließen. Denn in ihr ist die Verbindung des Lautes mit seiner Bedeutung etwas mit jener Anlage gleich Unerforschliches. Man kann Begriffe spalten, Wörter zergliedern, so weit man es vermag, und man tritt darum dem Geheimnis nicht näher, wie eigentlich der Gedanke sich mit dem Worte verbindet. In ihrer ursprünglichsten Beziehung auf das Wesen des Individuums sind also der Grund aller Nationalität und die Sprache einander unmittelbar gleich. Allein die letztere wirkt augenscheinlicher und

stärker darauf ein, und der Begriff einer Nation muß vorzugsweise auf sie gegründet werden. Da die Entwicklung seiner menschlichen Natur im Menschen von der der Sprache abhängt, so ist durch diese unmittelbar selbst der Begriff der Nation als der eines auf bestimmte Weise sprachbildenden Menschenhaufens gegeben.

5. Keine Nation könnte die Sprache einer andern mit dem ihm selbst eigenen Geiste beleben und befruchten, ohne sie eben dadurch zu einer verschiedenen umzubilden.

6. Wenn aber auch, wie daran kein Zweifel sein kann, der Charakter der Nation sich an allem ihr wahrhaft Eigentümlichen offenbart, so leuchtet er vorzugsweise durch die Sprache durch.

7. Das Leben jeder Sprache beruht auf der inneren Anschauung des Volkes von der Art, den Gedanken in Laute zu hüllen.

8. Die Nation ist ein Wesen sowohl als der Einzelne. Die Verbindung beider durch gemeinsame Anlage wird in sich schwerlich je enträtselt werden können; allein ihre Einwirkung fällt da in die Augen, wo das Nationale, wie bei der Erzeugung der Sprache, ohne Bewußtsein der Einzelnen tätig ist.

9. Nur durch die gesamte Geistesigentümlichkeit ... schließt sich der Charakter der Nation zusammen, auf dem allein, was sie an Taten, Einrichtungen und Gedanken hervorbringt, beruht, und in dem ihre sich wieder auf die Individuen fortvererbende Kraft und Würde liegt. Die Sprache auf der anderen Seite ist das Organ des inneren Seins, dies Sein selbst, wie es nach und nach zur inneren Erkenntnis und zur Äußerung gelangt.

10. Eine Nation umschließt wohl alle Nuancen menschlicher Eigentümlichkeit. Sie umfaßt in der Tat die beiden entgegengesetzten Eigenschaften, sich als eine Sprache in derselben Nation in unendlich viele zu teilen, und, als diese vielen, gegen die Sprache anderer Nationen mit bestimmtem Charakter, als Eine zu vereinigen.

11. Eine Nation ... kann aber die inneren Beschränkungen nicht aufheben, die einmal tief in ihr gegründet sind. Insofern bleibt auch die höchste Ausbildung unwirksam. Selbst was die Folgezeit von außen hinzufügt, eignet sich die ursprüngliche Sprache an und modifiziert es nach ihren Gesetzen.

12. Die Völker lassen sich nicht leicht die Form umgestalten, in welche sie den Gedanken zu gießen gewohnt sind.

13. Jener Zusammenhang des Einzelnen mit seiner Nation ruht gerade in dem Mittelpunkt, von welchem

aus die gesamte geistige Kraft alles Denken, Empfinden und Wollen bestimmt. Denn die Sprache ist mit allem in ihr, dem Ganzen wie dem Einzelnen, verwandt, nichts davon ist oder bleibt ihr je fremd. Sie ist zugleich nicht bloß passiv, Eindrücke empfangend, sondern folgt aus der unendlichen Mannigfaltigkeit möglicher intellektueller Richtungen einer bestimmten und modifiziert durch innere Selbsttätigkeit jede auf sie geübte äußere Einwirkung. Sie kann aber gegen die Geistes Eigentümlichkeit gar nicht als etwas von ihr äußerlich Geschiedenes angesehen werden, und läßt sich daher, wenn es auch auf den ersten Augenblick anders erscheint, nicht eigentlich lehren, sondern nur im Gemüte wecken; man kann ihr nur den Faden hingeben, an dem sie sich von selbst entwickelt. Indem die Sprachen nun also in dem von allem Mißverständnis befreiten Sinne des Wortes Schöpfungen der Nationen sind, bleiben sie doch Selbstschöpfungen der Individuen, indem sie sich nur in jedem Einzelnen, in ihm aber nur so erzeugen können, daß jeder das Verständnis aller voraussetzt und alle dieser Erwartung genügen. Man mag nun die Sprache als eine Weltanschauung oder als eine Gedankenverknüpfung, da sie diese beiden Richtungen in sich vereinigt, betrachten, so beruht sie immer notwendig auf der Gesamtkraft der Menschen; es läßt sich nichts von ihr ausschließen, da sie alles umfaßt.

14. Die Geistes Eigentümlichkeit und die Sprachgestaltung eines Volkes stehen in solcher Innigkeit der Verschmelzung ineinander, daß, wenn die eine gegeben wäre, die andere müßte vollständig aus ihr abgeleitet werden können. Denn die Individualität und die Sprache gestalten und befördern nur einander gegenseitig zusagende Formen. Die Sprache ist gleichsam die äußerliche Erscheinung des Geistes der Völker, ihre Sprache ist ihr Geist und ihr Geist ihre Sprache; man kann sich beide nie identisch genug denken. Wie sie in Wahrheit miteinander in einer und ebenselben, unserm Begreifen unzugänglichen Quelle zusammenkommen, bleibt uns unerklärlich verborgen.

15. Der Bau der Sprachen im Menschengeschlecht ist darum und insofern verschieden, weil und als es die Geistes Eigentümlichkeit der Nationen selbst ist.

16. Welche Bewandnis es aber auch mit den uns unerforschlichen, ersten Ursachen haben möge, so ist es gewiß, daß die Entwicklung der Sprache die nationalen Verschiedenheiten erst in das hellere Gebiet des Geistes überführt. Sie werden durch sie zum Bewußtsein gebracht und erhalten von ihr Gegenstände, in denen sie sich notwendig ausprägen müssen, die der deutlichen Einsicht zugänglicher sind, und an welchen zugleich die Verschiedenheiten selbst feiner und bestimmter ausgesponnen erscheinen.

17. Man muß die Sprache nicht sowohl wie ein totes Erzeugtes, sondern weit mehr wie eine Erzeugung ansehen.

18. Sie selbst ist kein Werk (Ergon), sondern eine Tätigkeit (Energeia). Ihre wahre Definition kann daher nur eine genetische sein. Sie ist nämlich die sich ewig wiederholende Arbeit des Geistes, den

artikulierten Laut zum Ausdruck des Gedanken fähig zu machen. Unmittelbar und streng genommen, ist dies die Definition des jedesmaligen Sprechens; aber im wahren und wesentlichen Sinn kann man auch nur gleichsam die Totalität dieses Sprechens als die Sprache ansehen.

19. Die intellektuelle Tätigkeit und die Sprache sind daher Eins und unzertrennlich voneinander. Sie ist aber auch in sich an die Notwendigkeit geknüpft, eine Verbindung mit dem Sprachlaut einzugehen; das Denken kann sonst nicht zur Deutlichkeit gelangen, die Vorstellung nicht zum Begriff werden. Die unzertrennliche Verbindung des Gedanken, der Stimmwerkzeuge und des Gehörs zur Sprache liegt unabänderlich in der ursprünglichen, nicht weiter zu erklärenden Einrichtung der menschlichen Natur. Die Übereinstimmung des Lautes mit dem Gedanken fällt indes auch klar in die Augen. Wie der Gedanke, einem Blitze oder Stöße vergleichbar, die ganze Vorstellungskraft in einem Punkt sammelt und alles Gleichzeitige ausschließt, so erschallt der Laut in abgerissener Schärfe und Einheit. — Wie das Denken in seiner menschlichsten Beziehung eine Sehnsucht aus dem Dunkel nach dem Licht, aus der Beschränkung nach der Unendlichkeit ist, so strömt der Laut aus der Tiefe der Brust nach außen und findet einen ihm wundervoll angemessenen, vermittelnden Stoff in der Luft, dem feinsten und am leichtesten bewegbaren aller Elemente, dessen scheinbare Unkörperlichkeit dem Geiste auch sinnlich entspricht. Die schneidende Schärfe des Sprachlauts ist dem Verstande bei der Auffassung der Gegenstände unentbehrlich. Sowohl die Dinge in der äußeren Natur, als die innerlich angeregte Tätigkeit dringen auf den Menschen mit einer Menge von Merkmalen zugleich ein. Er aber strebt nach Vergleichung, Trennung und Verbindung und in seinen höheren Zwecken nach Bildung immer mehr umschließender Einheit. Er verlangt also auch, die Gegenstände in bestimmter Einheit aufzufassen, und fordert die Einheit des Lautes, um ihre Stelle zu vertreten.

20. Die Sprache, im einzelnen Wort und in der verbundenen Rede, ist ein Akt, eine wahrhaft schöpferische Handlung des Geistes; und dieser Akt ist in jeder Sprache ein individueller, in einer von allen Seiten bestimmten Weise verfahren. Begriff und Laut, auf eine ihrem wahren Wesen gemäße, nur an der Tatsache selbst erkennbare Weise verbunden, werden als Wort und Rede hinausgestellt und dadurch zwischen der Außenwelt und dem Geiste etwas von beiden Unterschiedenes geschaffen. Von der Stärke und Gesetzmäßigkeit dieses Aktes hängt die Vollendung der Sprache in allen ihren einzelnen Vorzügen ab.

21. Da Denken und Sprechen sich immer wechselweise vollenden, so wirkt der richtige Gang in beiden auf eine ununterbrochene Fortschritte verbürgende Weise.

22. Da die Sprache, in unmittelbarem Zusammenhange mit der Geisteskraft, ein vollständig durchgeführter Organismus ist, so lassen sich in ihr

nicht bloß Teile unterscheiden, sondern auch Gesetze des Verfahrens, oder, da ich überall hier gern Ausdrücke wähle, welche der historischen Forschung auch nicht scheinbar vorgreifen, vielmehr Richtungen und Bestrebungen desselben. — Gewissermaßen unabhängig hiervon bildet sich in ihr zugleich ein künstlerisch schaffendes Prinzip aus, das ganz eigentlich ihr selbst angehört.

23. Der Begriff vermag sich ebensowenig von dem Worte abzulösen, als der Mensch seine Gesichtszüge ablegen kann. Die Verbindung der verschiedenartigen Natur des Begriffs und des Lautes fordert die Vermittlung beider durch etwas Drittes, in dem sie zusammentreffen können. Dies Vermittelnde ist nun allemal sinnlicher Natur, wie in Vernunft die Vorstellung des Nehmens, in Verstand die des Stehens, in Blüte die des Hervorquellens liegt.

24. Das Sprechlernen der Kinder ist nicht ein Zurechnen von Wörtern, Niederlegen im Gedächtnis und Wiedernachhallen mit den Lippen, sondern ein Wachsen des Sprachvermögens durch Alter und Übung. Das Gehörte tut mehr als bloß sich mitzuteilen; es schickt die Seele an, auch das noch nicht Gehörte leichter zu verstehen.

25. Das Verbum unterscheidet sich vom Nomen ... mit schneidender Bestimmtheit dadurch, daß ihm allein der Akt des synthetischen Setzens als grammatische Funktion beigegeben ist ... Es liegt daher zwischen ihm und den übrigen Wörtern des einfachen Satzes ein Unterschied, der diese mit ihm zur gleichen Gattung zu zählen verbietet. Alle übrigen Wörter des Satzes sind gleichsam tot daliegender, zu verbindender Stoff, das Verbum allein ist der Leben enthaltende und Licht verbreitende Mittelpunkt. Durch einen und eben denselben synthetischen Akt verknüpft es durch das Sein das Prädikat mit dem Subjekt zusammen, allein so, daß das Sein, welches mit einem einzigen Prädikat in ein Handeln übergeht, dem Subjekt selbst beigelegt, also das bloß als verknüpfbar Gedachte zum Zustande oder Vorgange der Wirklichkeit wird. Man denkt nicht bloß den einschlagenden Blitz, sondern der Blitz ist es selbst, der herniederfährt; man bringt nicht bloß den Geist und das Unvergängliche als verknüpfbar zusammen, sondern der Geist ist unvergänglich. Der Gedanke, wenn man sich so sinnlich ausdrücken könnte, verläßt durch das Verbum seine innere Wohnstätte und tritt in die Wirklichkeit über.

26. Wenn man den Charakter der Sprachen von ihrer äußeren Form absondert und beide einander gegenüberstellt, so besteht er in der Art der Verbindung der Gedanken mit den Lauten. Und wenn man zugleich bedenkt, daß die Versuche beharrlicher Zergliederung der Formen solcher Sprachen die geistige Organisation entdecken lassen, aus welcher ihr Bau entspringt, so verschwindet alles Trockene und Nüchterne aus dem Sprachstudium. In jedem seiner Teile führt es zu der inneren geistigen Gestaltung zurück, welche alle Menschenalter hindurch die Trägerin der tiefsten Ansichten, der reichsten Gedankenfülle und der edelsten Gefühle ist.

27. So sind es doch sichtbar zwei verschiedene Richtungen des Sprachstudiums, die verschiedene Talente hervorbringen und unmittelbar auch verschiedene Resultate hervorbringen. Es wäre vielleicht nicht unrichtig, auf diese Weise Linguistik (Zergliedern der Sprache) und Philologie (Sprachdenkmäler) zu unterscheiden.

28. Das Studium der verschiedenen Sprachen des Erdbodens verfehlt seine Bestimmung, wenn es nicht immer den Gang der geistigen Bildung im Auge behält und darin seinen eigentlichen Zweck sucht. Die mühevolle Sichtung der kleinsten Elemente und ihrer Verschiedenheiten, welche unerlässlich ist zu dem Erkennen der auf die Ideenentwicklung einwirkenden Eigentümlichkeit der ganzen Sprache, wird, ohne jene Rücksicht, kleinlich und sinkt zu einer Befriedigung der bloßen Neugier herab. Auch kann das Studium der Sprachen nicht von dem ihrer Literaturen getrennt werden, da in Grammatik und Wörterbuch nur ihr totes Gerippe, ihr lebendiger Bau aber nur in ihren Werken sichtbar ist.

29. Es liegt aber ... sowohl in den Begriffen als in der Sprache jedes, noch so ungebildeten Volkes eine dem Umfange der unbeschränkten menschlichen Bildungsfähigkeit entsprechende Totalität, aus welcher sich alles Einzelne, was die Menschheit umfaßt, ohne fremde Beihilfe schöpfen läßt.

30. Dem das Ahnden einer Totalität und das Streben danach ist unmittelbar mit dem Gefühle der Individualität gegeben.

31. Man kann den Wortvorrat einer Sprache auf keine Weise als eine fertig daliegende Masse ansehen. Er ist, so lange die Sprache im Munde des Volkes lebt, ein fortgehendes Erzeugnis und Wiedererzeugnis des wortbildenden Vermögens.

32. Der Wortvorrat ist ein Ganzes, weil Eine Kraft ihn erzeugt hat und diese Erzeugung in unzertrennlicher Verkettung fortgeführt worden ist. Seine Einheit beruht auf dem durch die Verwandtschaft der Begriffe geleiteten Zusammenhang der vermittelnden Anschauungen und der Laute.

33. Denn die wahre Sprache ist nur die in der Rede sich offenbarende, und die Sprachfindung läßt sich nicht auf demselben Wege abwärts schreitend denken, den die Analyse aufwärts verfolgt.

34. Das durch Anbildung flektierte Wort ist ebenso Eins, als die verschiedenen Teile einer aufknospenden Blume es sind; und was hier in der Sprache vorgeht, ist rein organischer Natur.

35. Da die Sprache immer nur ein ideales Dasein, niemals ein materielles besitzt und auch die Kraft der nicht mehr gesprochenen, insofern sie noch von uns empfunden werden kann, größtenteils von der Stärke unseres eigenen Wiederbelebungsgesistes abhängt, so kann es in ihr ebensowenig als in den unaufhörlich fortflammenden Gedanken der Menschen selbst einen Augenblick wahren Stillstandes geben.

36. Ich habe das Gefühl, daß alles sich im Gemüte Erzeugende, als Ausfluß einer Kraft, ein großes

Ganzes ausmacht, und daß das Einzelne, gleichsam von dem Ganzen jener Kraft, Merkmale seines Zusammenhanges mit diesem Ganzen an sich tragen muß, bis hierher mehr in seinem Einfluß auf die einzelnen Äußerungen betrachtet. — Das Bild seiner ursprünglichen Kraft kann aber dem Menschen nur als ein Streben in bestimmter Bahn erscheinen, und eine solche setzt ein Ziel voraus, welches kein anderes als das menschliche Ideal sein kann. In diesem Spie-

gel erblicken wir die Selbstanschauung der Nationen. Der erste Beweis ihrer höheren Intellektualität und ihrer tiefer eingreifenden Innerlichkeit ist es nun, wenn sie dieses Ideal nicht in die Schranken der Tauglichkeit zu bestimmten Zwecken einschließen, sondern, woraus innere Freiheit und Allseitigkeit hervorgeht, dasselbe als etwas, das seinen Zweck nur in seiner eignen Vollendung suchen kann, als ein allmähliges Ausblühen zu nie endender Entwicklung betrachten.

W. E. Oesterling **Literarisches Leben** **am badischen Bodensee in neuerer Zeit.**

(Aus dem noch nicht veröffentlichten 2. Band der „Geschichte der Literatur in Baden“.)

Der Bodensee hat als altes Kulturland seine Anziehungskraft seit den frühesten Zeiten der Besiedlung immer neu bewahrt. Zu den Eingeborenen gesellten sich Zuzügler, die für längere oder kürzere Zeit an den gesegneten Ufern des schwäbischen Meeres sich zu literarischem Schaffen niederließen und darin auch den Anteil des Landstrichs auf sich widerspiegeln. In die Tage der Anette von Droste-Hülshoff reicht der Aufenthalt von Ed. Mörike zurück (vgl. Bodenseebuch 1916 und 26), Scheffel reiht sich an und Neuere folgen in zahlreicher Fülle, darunter so weit wirkende Namen wie H. Hansjakob, Fritz Mauthner (vgl. Bodenseebuch 1919, 20, 25, 28), Wilhelm von Scholz, Ernst Bacmeister, Hermann Gesse, Ludwig Finckh, Wilh. Schäfer, vorübergehend auch Emil Strauß (vgl. Bodenseebuch 1925), H. H. Ehrler, H. Stegemann, Oskar Wöhrle, Paul Sättele, bis hin zu A. Nepö — um die wichtigsten zu nennen, neben denen die Einheimischen wie Emanuel von Bodman, Gsch. Ernst Kromer, Jak. Picard u. a. stehen. Einen Sammelplatz ihrer künstlerischen Arbeiten bildet das Bodenseebuch, das, 1914 gegründet, den Lebenden als Plattform wie den zugehörigen Toten als Denkmal dient, um die kulturelle Einheit der fünf Bodenseestaaten sinnfällig zu machen.

Wilh. von Scholz hat ein Jahrtausend deutscher Dichtung am Bodensee in dem inhaltreichen Sammelbecken seiner Anthologie *Der See* (1915) aufgefangen, neben dem die Blütenlese von A. Preisendanz „Gedichte um Reichenau und Mainau“ (1929) zu beachten ist.

Die vielseitigste und kraftvollste Dichterpersönlichkeit, die mit den Fasern ihres Wesens am Bodensee Wurzel schlug, ist der eben genannte

Wilhelm von Scholz,

dessen Zugehörigkeit zur Wahlheimat besonders in seinen frühen Werken deutlich zutage tritt. Schon sein zweiter Gedichtband, der lyrisch-epische Zyklus

„Hohenklingen“ (1898), der in Bildern und Gestalten eine vergangene Zeit lebendig werden läßt, hat den See zum örtlichen Hintergrund. Das Blut der Ahnen aus der schlesischen Heimat des Jakob Böhme, des Cherubinischen Wandersmannes und des Emanuel Quint drängte den Dichter zu mystischer Versenkung, zu transzendentaler Erkenntnis und fand in Heinrich Suso, dem Konstanzer Dominikaner aus Überlingen, einen wahlverwandten Geist, von dem er eine Auswahl besorgte (1906). Im Jahr darauf folgten „*Deutsche Mystiker*“, während die Hinneigung zu Anette von Droste-Hülshoff schon 1901 ihren literarischen Ausdruck gefunden hatte. Die Umgebung von Konstanz, wo er „zum erstenmal eine Stadt als Ganzes, als Einzelwesen erlebte“, und die geistige Atmosphäre dieses Landstrichs haben sein Werk auch weiterhin stark beeinflusst. Hier fand er die Formen für sein inneres Schauen, und seine Dichtung hat aus den Quellen dieses Bodens getrunken. In dem Drama „*Der Gast*“ (1900) steht ihm Überlingen als Schauplatz vor Augen, dessen Chronist Reutlinger hier einen poetischen Widerhall findet. Der israelitische Arzt Nasson, der die Taufe annimmt, um der Menschheit dienen zu können, findet sein Schicksal, das ihn von Weib, Stamm, Volk und Menschheit löst, in den Mauern von Konstanz. In dieser Tragödie „*Der Jude von Konstanz*“ (1905) zeigt W. v. Scholz zum erstenmal jene klare und festgefügte Einsicht in das dialektische Wesen des Dramas als eines Kampfes von Willensmächten, die er in eindringlicher Beschäftigung mit Friedrich Hebbel errungen hatte; diesem widmete er im selben Jahre, 1905, eine gründliche Studie. In völliger Konsequenz seiner Überzeugung schrieb er unmittelbar darauf das Stildrama „*Meroë*“ (1906), das allerdings durch die Häufung der Motive den klaren Aufbau verdeckt: Königtum und Priestertum, Vater und Sohn, Gatte und Gattin stehen im dramatischen Konflikt, bei dem die Heldin etwas in den Hintergrund tritt. Die konstruktive Haltung die-

jer Tragödie mochte darüber täuschen, daß Scholz im Grund seines Wesens noch immer auf dem seelischen Boden des Mystizismus stand, daß er mit feinstem Empfinden für Dämmerzustände und Halbdunkel — ähnlich wie G. v. Kleist — auch der Eroberer poetischen Neulandes war: Die Komödie „Vertauschte Seelen“ (1910) mit dem Aufgreifen des indischen Glaubens an Seelenwanderung, wenn auch in der heitersten Lustspielform, bereitete schon auf jene oft-kulten Erzählungen vor, die unter dem bezeichnenden Titel „Die Unwirklichen“ (1916) den Zusammenhang mit der Lyrik des Bandes „Der Spiegel“ (1902) zuinnerst wahrten, wo Nacht und Dämmerung, Raum und Zeit in fließenden Formen seelische Zustände verkünden. Noch in dem fromm katholizierenden Mirakelspiel „Herzwunder“ (1918) wirkt das Einleben in die Welt der Mystik nach, die ihre Fortsetzung in jenen oft-kulten Dramen findet, die das Ineinander von Leiblichem und Seelischem zum Zentralpunkt nehmen: „Der Wettlauf mit dem Schatten“ (1922), „Die gläserne Frau“ (1924). Das Raumgefühl, das in den Dichtungen von W. v. Scholz suggestive Deutungen erfährt, schlägt die Brücke zu seinen landschaftlichen Essaybänden. Die Architektur, das Denken in drei Dimensionen, das Raumkonstruktive, beschäftigt ihn in besonderem Maße. Im Kloster Weingarten wird der für gewaltige Orgeltonschwingungen gestaltete Kirchenbau zum Erlebnis (Der Bodensee, 1907). Das „Gespräch über Baukunst“ mündet in einen geschichtlich-dramatischen Gedanken, dergestalt zeigend, daß der Essayist und der Dichter Scholz eine geschlossene Einheit sind. Auch in den Reisebildern „Städte und Schlösser“ (1918) geht er den Problemen der Raumkonstruktion nach. „Der Stein gibt der Seele die tiefdauerndste und unerschütterlichste Beruhigung“, heißt es hier (S. 33); daneben halte man einen Vers wie diesen:

Mein Herz pocht durch die Mitternacht.
Nun fühl' ich ruhen Stein auf Stein,
nun fühl' ich alle Balken tragen ...
Ich fühle wie die Wände ragen
aus Erdengrund,
wie alle Böden mit traumhaftem Mund
die Stille meiner Schritte weitertragen ...

Nicht unvermittelt heißt der neue Gedichtband (1923) „Die Häuser“. Spät erst, in voller Reife, hat sich W. v. Scholz der großen Form der Erzählung zugewandt und mit „Perpetua“, dem Roman der Schwestern Breitenenschmitt, sein bisheriges Schaffen verbreitert und vertieft. Auch die Romane „Der Weg nach Hof“ und „Unrecht der Liebe“ (1931) verlassen nicht seine bisher geübte Zielsetzung und Durchleuchtung von Seelengründen. — Bodenseegebiet und Konstanz sind aber für sein Schreiben jetzt in den Sintergrund getreten und melden sich erst wieder in seinen aufschlußreichen Jugend-Erinnerungen „Berlin und Bodensee“ (1934). 1914—22 war W. v. Scholz Dramaturg in Stuttgart, 1926—28 Vorsitzender der Abteilung für Dichtung an der preussischen Akademie der Künste, während er neuerdings Mitglied der Deutschen Akademie der Dichtung geworden ist. Als er seinen fünfzigsten Geburtstag beging, feierte ihn die Stadt Konstanz mit einer

Festwoche, als wenn er ein echtbürtiger Seehase wäre. Er hat indes 1874 zu Berlin als Sohn des nachmaligen preussischen Finanzministers Adolf v. Scholz das Licht der Welt erblickt und kam erst als Primaner an den Bodensee, wo die Eltern sich nun niederließen; 1894 bis 95 war er Leutnant bei den Karlsruher Leibgrenadieren, wandte sich dann in München dem Studium zu, wurde Schriftsteller und lebte immer wieder am Bodensee, als Kritiker, Essayist, Theoretiker und Dichter in vollkommener Harmonie der Produktion.

Von allen gleichaltrigen Bodenseedichtern stand keiner Wilh. v. Scholz näher als

Emanuel von Bodman.

Dieser ist kein Eingewandter, sondern ein echtbürtiger Seehase, wenn auch vom württembergischen Ufer. Er schreibt selbst: „Ich wurde im Jahre 1874 in Friedrichshafen geboren, wo ich den ersten Teil meiner Kindheit verbrachte; dann zogen wir nach Konstanz, wo ich das Gymnasium absolvierte ... Ich studierte in Zürich, München, Berlin. Ich stamme aus einem alten alemannischen Adelsgeschlecht, das in Bodman am Bodensee seine Burg hatte, mütterlicherseits aus dem basler und elsässischen Patriziergeschlecht Wizthurneyen. So ist das große Deutschland mein Vaterland, Oberschwaben und der Bodanrück, Schwarzwald und Rhein und die Schweiz mein Heimatland“ (Literar. Echo 1907/8, Sp. 1051; Baden-Badener Bühnenblatt 1. Sept. 1923). Tägerwilen und Gottlieben, die späteren Wohnorte, und die Beziehungen zu Konstanz, geben ein Anrecht, diesen echten Bodensee-Menschen auch für die badische Literatur in Anspruch zu nehmen.

In früheren Jahren ist man seinen neuesten Versen häufig im „Simplizissimus“ begegnet, wo sie durch ihren reinen lyrischen Ton von den derben oder satirischen Erzeugnissen abstachen. Der Verlag des Simplizissimus brachte auch E. v. Bodmans früheste Werke auf den Markt. Da war das Gedichtbuch Erde (1896) mit den Jugendversen voll erster Liebe; da kamen die „Neuen Lieder“ (1902) mit ihrer Melancholie und Naturfreude; da erschien in Prosa das Bühnenstück „Die Krone“ (1903) begonnen, „ein Versuch, vom Naturalismus hinweg zum Stildrama hinzutasten, das imstande wäre, ein verdichtetes Weltbild zu geben“, ein Streben, worin sich Bodman und W. v. Scholz mit Paul Ernst und wenigen anderen begegneten. Schließlich traten etliche Erzählungen unter dem Titel „Jakob Schläpfl“ (1903) hervor, die voll Kleinstadtpoesie, voll Satire und etwas Frechheit stecken, welche man dem zart empfindenden Lyriker kaum zugetraut hätte. So war der künftige Bodman schon auf allen drei Gebieten seiner Betätigung im Kern festgelegt. Seine Töne werden mit der Zeit voller und glockenreiner und schaffen in dem Gedichtband „Der Wanderer und der Weg“ (1907), „das schönste Gedichtbuch aus unserer Zeit“, wie Wilh. Schäfer urteilte (Rheinlande, 15. Bd., 1908, S. 78), der die hier zutage tretende Lauterkeit und Sicherheit des einfachen Gefühls betonte. Bekenntnis und Überwindung eigener Nöte schafft sich hier wie auch vorher in der Novelle „Erwache“ (1906), einer Jugendgeschichte, die die Wandlung vom Knaben

zum Manne schildert, ihren Ausdruck, ebenso wie in der Tragödie „Donatello“ (1907). Der florentiner Bildhauer steht im Kampf um seine künstlerische Mission und im tragischen Zwiespalt zwischen zwei Frauen, der geistigen und der naturhaften. Die Tragödie „Der Fremdling von Murten“ (1907) schildert den Konflikt zwischen Vaterland und Frauen, und das Stildrama „Die heimliche Krone“ (1909, Uraufführung in Karlsruhe, Dez. 1912), ging hohen Problemen mit feinsten Innerlichkeit nach. Ethik, Religion und soziales Verantwortungsgefühl werden in ein edles Gewand gehüllt und erzeugen eine echte Dichtung, die wie ein Mysterium nach Allgemeingültigkeit zielt.

In dem Novellenband „Das hohe Seil“ (1914) zeigt sich der Alemanne in seiner humorigen Knorrigkeit, aber auch der Schwabe in seinem starken Formgefühl, der bunte Menschenschicksale mit kundiger Psychologie und frischer, knapper Erzählerkunst vorführt.

Krieg und Nachkriegszeit setzten Bodman heftig zu; alles Laute und Agitatorische ist ihm fern. So blieb ihm nichts übrig als abseits zu stehen und in asketischer Zurückhaltung ein restlos der Kunst geweihtes Leben zu führen. Von dem, was jetzt entstand, geben die fünf erschienenen Bände der gesammelten Werke (1923) Kunde. Die Gedichte sind bis 1919 fortgeführt und zeigen in den neuen Teilen das Überwiegen des Sumors und der feinen Satire (Die Pfauenfeder); bei den Dramen kamen „Der Ring mit dem Karfunkelstein“ (wieder das Motiv mit den zwei Frauen; Uraufführung in Freiburg, Mai 1927), Gerda, Der Graal, Das Kleinod, hinzu.

Oskar Wöhlele, selber ein Dichter, damals in Konstanz als Verleger und Buchhändler ansässig, wagte das Zustandekommen dieser schönen Ausgabe. Aber die Stille um E. v. Bodman wurde dadurch nur vorübergehend unterbrochen. Wo ist das Echo für einen Dichter, dem Dehmel einst geschrieben hatte: „Ich muß Ihnen doch mit ein paar Worten andeuten, daß Ihre neuen Lieder mir näher gegangen sind als all die Gedichtbücher der letzten Jahre mit Ausnahme der Nombertschen.“

Als dritter Dramatiker wirkt am Bodensee, neben W. v. Scholz und E. v. Bodman, der auch als leidenschaftlich ringender und weltanschaulicher Denker bedeutungsvolle und in einem ethischen Optimismus verankerte

Ernst Bacmeister

in einer Stille, die beinahe Einsamkeit ist. Aber sie schafft den Boden für eine beispielhafte und tiefbewußte Lebensführung und sublimen Selbstgestaltung, die in klarer Geistigkeit über den Dingen und ihren nothaften Problemen schwebt. „Überstandene Probleme“ (1922) heißt der eine Band seiner philosophischen Aufsätze, „Erlebnisse der Stille“ (1927), ebenso beziehungsreich der andere, worin er in kristallklarer Form den Kernpunkt seiner Betrachtungen entwickelt. Es handelt sich bei Bacmeister nicht um philosophische Systematik, sondern um die Konsequenz einer Überzeugung, die im Erlebnis und im kompromißlosen Denkvorgang wurzelt. Als Denker ist er ebenso Künstler, wie er als Dichter noch

Denker ist. Im Drama setzt er über die Kämpfe des Blutes, der Triebe und der Leidenschaften Probleme und Kämpfe des Geistes und der inneren Reife. Tragisches Leiden ist hier erst möglich, wenn das Individuum an seiner Sittlichkeit zugrunde geht. Bacmeisters Helden und Heldinnen bekommen durch ihre seelische Haltung etwas überlegen Freies, in sich Ruhendes. Ihre Idee und deren Sittlichkeit triumphiert, auch wenn der Mensch zerbricht. „Innenmächte“, wie der 1922 erschienene Band der Dramen heißt, welcher vier Stücke umfaßt, bestimmen ihr Los. So ist der Held in „Andreas und die Königin“ (das Stück hieß in seiner ersten Fassung „Der Phantast), der sich um seiner Reinheit und Vollendung willen von seinem zügellosen Weibe (der mehrfach dramatisch behandelten Johanna von Neapel) wendet und dafür von ihr den Tod erleiden muß; so ist „Arrete“ (1925) (Uraufführung in Freiburg, Januar 1925) jene Schwesterseele zu Hebbels Rhodope in Gyges und zur Marianne, die trotz leiblicher Schändung sich unberührt weiß, bis das Mißtrauen des Gatten sie beschmutzt und zum Tode treibt. Im „Lazarus Schwendi“ ist es gleichfalls die Frau, die der Ehrenhaftigkeit ihres Mannes als Lebenslust bedarf, die es nicht verwindet, daß er um äußern Vorteils willen den Freund verraten hat, und die darum seine Wandlung herbeiführt. Wandlung, Läuterung (Emil Gött sagte „Mauferung“) ist das Thema des feinen Lustspiels „Barbara Stöfin“, dessen Heldin sich aus fraulicher Herzheit dem Zimmergesellen Veit versagt, der sie aus zwanghafter Ehe befreit hat, bis sie schließlich doch den rechten Weg der Überwindung findet. „Die dunkle Stadt“ hilft der Geistesfreiheit zum Siege gegen engherzigen religiösen Fanatismus. Den stärksten Ausdruck für seine geistige Einstellung fand Bacmeister in dem 1930 vom Bühnenvolksbund preisgekröntem Drama „Maheli wider Moses“, in dem Moses zwar der Träger des Rechtes ist, aber doch voll Ehrfurcht vor dem ungebeugten Gegner, dem freien Denker, der Gott in der eigenen Seele erkannt hat. Ein heiteres Lust- und Ehe-Spiel „Die Schlange“ (1930) zeigt des Dichters Anmut und Leichtigkeit in der Szenenführung, hinter denen derselbe sittliche Ernst steht wie in den tragischen Werken und in den Aufsätzen. Die Bühnen des neuen Deutschland haben endlich auch diesem Dichter ihre Tore geöffnet und mehrere seiner Dramen, darunter einen „Siegfried“, zur Aufführung gebracht. Denken und Dichten strömen bei Bacmeister aus einem gemeinsamen Lebenszentrum, das geistige Entscheidungen sucht und sie auf der Seite der sittlichen Stärkung der Gattung findet. Die tief sinnig-humorvolle Frömmigkeit, zu der er gelangt, ist die sicherste Grundlage seiner persönlichen Selbstbehauptung und seiner dichterischen Gestaltungskraft. Bacmeister ist 1874 in Bielefeld geboren; der Vater war Goldschmied, die Mutter Westfälin. Er lebt seit langem in Wangen am Untersee. Das Wangen benachbarte Gaienhofen sonnt sich im Ruhm zweier weitbekannterer Dichternamen. Zwar ist

Germann Gesse

nur etwa acht Jahre am Untersee zu Hause gewesen; aber er hat sich dort inbrünstig in den Schoß der Natur geflüchtet, erschütternde Seelenschicksale erlebt

und sie in Dichtungen voll Sehnsucht und reiner Melodie verströmt; sein alemannisches Herz hat sich hier, an diesem stillen Ufer einmal beheimatet gefühlt. Als er 1919 sein Alemannenbuch herausgab, eröffnete er es, in verwandtschaftlicher Gesinnung mit Emanuel von Bodman, mit einem „Alemannischen Bekenntnis“ zu dem „Lebens- und Kulturkreis, der von Bern bis zum nördlichen Schwarzwald, von Zürich und dem Bodensee bis an die Vogesen reicht“ und der ihm geistige Heimat ist. Verengender Blick auf die Kirchturnsumgebung war ihm vollkommen fremd, ihm, dem Sohn eines Balten und einer Schweizerin, die als Missionarstochter in Indien zur Welt gekommen war. Die Missionsbeziehungen zu Calw und Basel brachten es mit sich, daß er an diesen beiden Orten seine frühe Jugend verlebte. Dann kam die Schulzeit in Maulbronn ohne den erwünschten Abschluß, kamen zwangvolle Lehrjahre in der Turmhülfenfabrik in Calw, schließlich als geistiger Schritt der Eintritt in eine Buchhandlung zu Tübingen und zu Basel — und die ersten Dichtungen.

Die schwäbische Kleinstadt, ihre erquickende Umgebung, ihre kauzigen Bewohner und eigene Seelenerfahrungen liefern den Stoff, dem der Heilige von Affisi den Hauch seiner franziskanischen Liebe und Gottfried Keller etwas von seinem Humor mitteilt. Als Hermann Lauscher (1901) taucht der Dichter in Schwermut und Skepsis, aber im „Peter Camenzind“ (1904), diesem Roman vom gefühlvollen und großherzigen Sohn der Berge, siegen tätige Nächstenliebe und philosophische Resignation über die Tücken der Welt und der falschen Zivilisation.

Jetzt siedelt sich Zesse in Gaienhofen an, baut ein eigenes Haus, führt eine Frau aus Basel heim, gründet eine Familie und tut so, der bisher Unbürgerliche, den Schritt ins Bürgertum. Die Bedrängnisse der Maulbronner Schuljahre und der Calwer Lehrzeit suchen Befreiung in dem Roman „Unterm Rad“ (1906); er schreibt naturversunken an seinem „Bilderbuch“ und fängt Naturstimmungen voll zartester Innigkeit ein (es erscheint erst 1926); er zeichnet in den „Nachbarn“ (1908) allerhand Originale Seldwyler Schlags, darunter auch die Armenhäusler in der alten Sonne, denen er in „Knulp“ (1908 begonnen; 1914) den freien Wanderburschen und Naturbruder entgegensetzt. Seine eigene Unrast findet in den Gedichten „Unterwegs“ (1911) ihr reingestimmtes Echo. Voll tiefer Melodie singt er, fremd in Welt und Leben, seine „Musik des Einsamen“ (1914 beendet, 1916 gedruckt) welche die alte Klage, aber auch die Verklärung seiner Seele enthüllt. Andere Spannungen, die in dem Musiker-Roman „Gertrud“ (1910) und später in dem reifen Maler- und Ehe-Roman „Rosshalde“ (1914) ihre gestaltende Befreiung erfahren, treiben ihn 1911 zu einer Reise nach Indien, dem Geburtsland der Mutter, ohne ihn aus der seelischen Unrast zu lösen. Er siedelt, zurückgekehrt, nach Bern über, immer noch im Alemannenland beheimatet, bis Kriegs- und anderes Leid ihn in ein milderes Klima verbannen. Dort entstehen seine deutschen und europäischen Werke, die berufen scheinen, durch Klarheit, Kritik und neues Ideal an der Überwindung des Kulturzusammenbruchs und an

der seelischen Vertiefung Läuterung und Gläubigkeit mitzuarbeiten.

Von Tübingen her mit Zesse befreundet, folgt ihm alsbald der Doktor

Ludwig Finckh

nach Gaienhofen, wo er heute noch haust, naturburschig, frauenlobesam, volksliedhaft und sippenkundig, bald ganz daheim auf dem See und in der Zöri, in deren Gefilde aber immer irgendwo der Keutlinger Kirchturn hereingrußt. In den von G. J. Bierbaum herausgegebenen Brettliedern „Deutsche Chansons“ stehen minnesingerische Strophen von dem jungen Medizinstudenten aus seinem Gedichtbändchen „Frau Du“ (1900). Jetzt widmet er dem Freund und Gaienhofener Nachbar seinen „Rosendoktor“ (1906), das Buch mit dem er berühmt wurde, und sammelt seine weiteren Gedichte in dem Bändchen „Rosen“ (1906). Dann angelt, rudert, schwimmt und wandert er im neu zu entdeckenden Heimatgebiet und lebt sich da so ein, daß er „Der Bodenseher“ wird (1914), daß er den „Seekönig und Graspfeifer“ (1916), das Große und Kleinste minniglich preist, den „Inselfrühling“ (1917) erlebt, und allda sein „Brieklebritt“ beheimatet, nämlich am Schienerberg und um den weltberühmten Öhninger Steinbruch herum. „Es gibt kein Paradies ohne Bodensee“, heißt es einmal, und diese warmherzige Hingabe an die Landschaft charakterisiert L. Finckhs Schaffen. Sie bewährt sich auch in der Jugendgeschichte „Urlaub von Gott“ (1930), die vom Hegau ausgeht, aber am Bodensee landet. Finckhs ganzes Schaffen bewahrt sich etwas unbeschwert Jugendlisches, es kommt aus einem optimistischen Herzen, das immer ausgeht und Freude sucht. Probleme lösen sich in Wohlgefallen und Anmut. Die Freude an der Familienforschung und am Deutschtum spinnt Fäden in die Vergangenheit, in die ferne Weite und nach dem Boden der ehrwürdigen Ahnen. So gerät er zuletzt wieder ins Schwabenland und erzählt die Lebensgeschichten von Joh. Kepler: „Stern und Schicksal“ (1931) und von Rob. Mayer „Der göttliche Ruf“ (1932) in einer schlichten, fast chronikartigen Weise, dem Idyllischen mehr als dem Kämpferischen zugewandt. Die Zeiten, da er selber nach Korsika und der Oase Bisra reiste (1906) oder einen Burschen auf die „Reise nach Trippstrill“ (1911) schickte, die aber in Konstanz endet, die sind vorüber, und Finckh begnügt sich mit dem Glück der Nähe, das in seinen Büchern und Plaudereien sich dem Leser mitteilt, den er dabei mit volkstümlichen Wendungen gern erfreut.

Auf dem Horn, das sich bei Gaienhofen gegen die Reichenau hin in den See erstreckt, hat sich eine zeitlang der Hamburger

Erich Scheurmann

niedergelassen, in dessen Schaffen seine Südseefahrt sich lebhafter widerspiegelt (Der Papalagi, 1920) als der Bodensee. Als Kultur- und Zeitkritiker nimmt er satirisch oder ernsthaft zu allerhand Fragen Stellung

(Der Segen der Dummheit, 1922; Das Hohelied der Kultur, 1924; Los vom Haushalt, 1925) und beschenkt daneben die Jugend mit neuen Kasperstücken (1922). Er wohnt jetzt bei Bad Wildungen.

Bodenständig wurzelecht und ein Erzähler von untadeliger Beschaffenheit ist der Bildhauer und Maler

Heinrich Ernst Kromer.

Alemannischer Bauernsohn (geb. 1866 in Kiedern bei Bonndorf), sparsam in seiner Prosa, ist er mit einem Werk von seltener Vollkommenheit, wenn auch enger Begrenzung, hervorgetreten, nämlich mit „Gustav Sänflings Denkwürdigkeiten eines Porzellanmalers“. Seine Gedichte „Schauen und Bauen“ (1893) und der Erziehungsroman „Arnold Lohrs Zigeunerfahrt“ (1913), der zur Nachfolge von G. Kellers „Grünen Heinrich“ gehört, werden daneben weniger wichtig. Im Sänfling glückt ihm ein Stück Jean Paulisch-biedermeierlicher Menschengestaltung, das von Spitzweg nicht mit mehr Zingabe gemalt sein könnte. Die Mischung aus liebenswürdigen und widerwärtigen Zügen im Charakter des kümmerlichen Selden ist vortrefflich geraten. Poesie des Kleinlebens und die Moral der engen Verhältnisse verwickeln sich zu einer Tragikomödie, worin der Pfennig die Rolle des Schicksals spielt. Das Buch ist zuerst im Inselverlag erschienen, dann 1921 bei O. Wöhrle in Konstanz und 1923 mit Holzschnitten von J. Masereel im Transmare-Verlag Berlin.

Daneben hat sich Kromer als meisterhafter Erzähler kleiner Kalender-Anekdoten einen Namen geschaffen. Diese köstlichen Stücke, zuerst im Bodenseebuch und anderwärts in Kalendern verstreut, sind jetzt in dem Band „Von Schelmen und braven Leuten“ (1914), gesammelt. In ihrer Haltung, Rundung und Knappen Fülle weisen sie unmittelbar auf Zebel als Vorbild hin.

Der anerkannte Meister der Anekdote, der selber gestanden hat, wieviel ihm Zebel als Lehrer bedeutete, hat sich seit einigen Jahren auch an den Gestaden des Bodensees niedergelassen:

Wilhelm Schäfer.

Zesse von Geburt (geb. 1868 in Ottrau, Reg.-Bezirk Rassel), verdienstvoller Gründer und Leiter des Verbandes der Kunstfreunde der Länder am Rhein und seiner Zeitschrift „Die Rheinlande (1900—1919, seit 1912 Deutsche Monatshefte“), führte ihn seine ausgesprochene Zinneigung zur alemannischen Schweiz schließlich stromaufwärts ans schwäbische Meer. Mit den feingeschliffenen, episch gelenkten und bewußt aufgebauten „Anekdoten“, Meisterwerken der Kleinfunst (1908) hat er sich zuerst als Stilist und gewissenhafter Pfleger der deutschen Sprache bewährt. In seinem Ich-Roman „Karl Stauffers Lebensgang“ (1912) kam dann sowohl sein blutmäßig echtes Verhältnis zur bildenden Kunst wie zu schweizer Dingen und Personen dichterisch zu ihrem Recht. Der

Pestalozziroman „Der Lebenstag eines Menschenfreundes“ (1915), ferner der Volksheld „Guldreich Zwingli“ (1926), „Briefe aus der Schweiz“, „Das Haus mit den drei Türen“, und schließlich das Bekenntnis „Wahlheimat“ (1931) zeigten immer stärker seine Verbundenheit mit dem eidgenössischen Wesen, was einer Festigung seiner deutschen Art und Volkheit keineswegs zuwider lief. Diese hatte sich nicht zumindest in seiner Kultur- und verantwortungsbewußten Geistesschau, seinen „Dreizehn Büchern der deutschen Seele“ (1922), ferner in der Bearbeitung der Nibelungen „Das Lied von Krimhilds Not“ (1923) wie überhaupt in seinem ganzen Schaffen unantastbar und wegweisend erwiesen. Vom Bauerntum (Mannsleut, westerwälder Bauerngeschichten, 1894) ist er ausgegangen; fern von der Großstadt hat er sich gefunden, um als Dichter ein Känder des Volkes zu sein und eben darum voll Ehrfurcht vor dem Wort, weil es den Geist vermittelt. Mit dem Roman „Fabrikant Beilharz und das Theresle“ (1933) hat er zuguterletzt auch literarisch am Bodensee und seiner beglückenden Natur Einkehr gehalten.

Nur verhältnismäßig kurze Zeit hat der Luxemburger

Norbert Jacques

in Überlingen gewohnt, aber diese Frist hat genügt, um in dem kleinen Roman „Der Trogturm“ (1919), der die Rechtskämpfe einer alemannischen Michael Kohlhas-Natur behandelt, Gestalt zu gewinnen, um in Erzählungen weiter zu schwingen und in Aufsätzen und Skizzen seine Liebe zur Wahlheimat beredt werden zu lassen. Salenstein, Kreuzlingen und Lurburg, wo er wohnte, um sich schließlich bei Lindau anzusiedeln, hielten ihn am See, dessen Zauber in die Idylle vom „Landmann Gal“ (1919), in die Landschaftserlebnisse „Am Bodensee“ (1922) und noch in den Schluß seines sensationellen Zeitromans „Dr. Mabase, der Spieler“ (1921) hineinstrahlt. Außerdem ist er Weltreisender (wie der „Zepelin“, der von Friedrichshafen aus übers Meer startet), und er brachte aus Südamerika, Afrika, China und Polynesien exotische Stoffe, berauschte Bilder und den deutschen Kolonialgedanken heim (Funchal, 1919; Der Hafen, 1910; Heiße Städte, 1911; Piraths Insel, 1917; Die Frau von Afrika, 1921; Der Feueraffe, 1926; Mann und Teufel, 1934 usw.). Daneben aber lebt die Erinnerung an die verlorene luxemburger Heimat (wo er 1880 geboren ist) und schuf seine schönsten und wärmsten Erzählungen (Die heilige Lant, 1920; Siebenschmerz, 1921; Mariens Tor, 1921). Der Gedanke der Heimat schlummert immer auf dem Grund seiner Seele, aber die gefühlvollsten Fahrten werden bei diesem kühnen Segler und „Sturmbock“-Fahrer keine sentimentalischen Reisen.

*

Im Bodensee spiegelt sich die Welt, der hindurchströmende gletschergrüne Rhein sucht den Ozean, und der hier lebende Mensch findet im Kleinen das Große, im Winkel die Weite, in der Gegenwart alte Kultur und Geschichte und festigt so seinen eigenen Standpunkt.

Deutsche Gestalten am Oberrhein.

Von Wilhelm Kobde-Rottenrodt.

1. Lazarus von Schwendi.

Selten sind es Geschehnisse, kaum jemals sind es Daten, fast immer sind es Persönlichkeiten, die sich dem Gedächtnis eines Volkes einprägen. Mehr als Leuthen bedeutet den Deutschen der Alte Fritz, mehr als die Katzbach der Marschall Vorwärts, mehr als der Kampf um Tirol Andreas Hofer. Ein Volk schaut wie der Künstler bildhaft, Gestalten bleiben in ihm haften, weshalb es auch dem Dichter nahe ist und bei ihm mehr Gewinn davonträgt als beim Gelehrten. Das Volk am Oberrhein steht vor seiner Geschichte ratlos, weil es die Gestalten nicht sieht, die sie wirkten. Man hat sie ihm unterschlagen, es hatte das Unglück, daß seine natürliche Hauptstadt Basel sich vom Reich abwandte und ihre Nachfolgerin und nunmehr geistiger Mittelpunkt Freiburg in den Händen des Hauses Habsburg war. Als Freiburg dann unter die Verwaltung der Zähringer kam, blieb es doch der Ausstrahlungspunkt ultramontaner Einflüsse, die alles Volkhafte in einen luftleeren Raum versetzten.

So weiß das Volk am Oberrhein kaum etwas von den großen Gestalten, die in seiner von zwei Völkern umstrittenen Heimat um Deutschland bangten und bluteten, kämpften, siegten und starben. Es hat vielleicht davon gehört, daß der kaiserliche Feldmarschall Lazarus von Schwendi ungarische Reben nach dem Kaiserstuhl brachte, aber man hat ihm nicht gesagt, daß er in einer gewitterschwangeren Zeit der deutsche Mahner und Prophet am Oberrhein war. Sätte das Haus Habsburg, dessen ergebener Diener er war, auf seine Stimme gehört, so wäre Deutschland der Dreißigjährige Krieg erspart geblieben. Es ist an der Zeit, daß wir Zeitigen, denen im Reich Adolf Hitler die Wacht am Oberrhein anvertraut ist, um ihn wissen. Machen wir uns mit seinem Leben, seinem Wollen und Wirken bekannt!

Erst sein bewegtes Leben hat Lazarus von Schwendi an den Oberrhein geführt. Er wurde im Jahre 1522 zu Mittelbiberach in Schwaben geboren, gehörte also immerhin dem gleichen Stamm an wie der Mensch im Breisgau. Sein Vater Rutland starb, als er ein Jahr alt war. Der Rat der Stadt Memmingen übernahm die Vormundschaft über den Knaben und die Verwaltung seines ansehnlichen Vermögens. Er studierte in Basel und in Straßburg und lernte also frühzeitig seine spätere Heimat kennen.

Schwendi dachte all sein Leben lang unbedingt kaiserlich; denn er sah beim Kaiser die einzige Gewalt, welche das unheilvoll zersplitterte, sich selbst zersfleischende Deutschland zusammenfassen und für größere Aufgaben zum Einsatz bringen konnte. Seine von tiefem Vertrauen besetzte Natur hat sich nur langsam enttäuschen lassen. Er trat in die Dienste Karls V.

und begleitete diesen als fünfundzwanzigjähriger in den Schmalkaldischen Krieg. Er stritt gegen die Protestanten an der mittleren Elbe und in Niedersachsen. Als er die Schleifung der Befestigungen von Gotha und des Grimmensteins zu überwachen hatte, zeigte er sich gegen die Bürger und die Söhne des gefangenen Kurfürsten Johann Friedrich rücksichtsvoll. Schon hier sticht seine Menschlichkeit gegen den Volksgenossen hervor.

Auch das Jahr 1548 brachte ihm eine wenig angenehme Aufgabe. Der Obrist Sebastian Vogelsberger von Weissenburg an der Lauter hatte entgegen dem kaiserlichen Verbot dem König von Frankreich zehn Fähnlein Kriegsknechte zugeführt. Schwendi nahm ihn in seiner Heimat gefangen und überlieferte ihn dem Kaiser, der ihn zu Augsburg hinrichten ließ. Alle Gedanken Schwendis zielten auf Kaiser und Reich. Aber er muß schon um diese Zeit stutzig geworden sein. Er schrieb später, „auch nach dem Schmalkaldischen Kriege habe Karl mehr der fremden Nationen, als der deutschen vertraulichen Rat gebraucht und sich an seinem Hof nur mit welschen Räten und Dienern umgeben“. An anderer Stelle sagt er, „erst dann habe das Reich zu mehr Frieden und Vergleichung kommen können, als bei den folgenden Kaisern die Regierung wieder gar deutsch geworden“. Wie sehr er auch dann die ultramontanen Einflüsse in Wien beklagte, werden wir sehen.

Er ließ sich im kaiserlichen Dienst nicht beirren. Im Jahre 1552 belagerte Kurfürst Moritz von Sachsen im Auftrag Karls die Stadt Magdeburg, die Hochburg des Protestantismus, „Unseres Herrgotts Kanzlei“. Karl V. schickte den 30jährigen Schwendi in das Lager des Kurfürsten, um diesen zu überwachen. Dem Listigen gelang es, den jungen Schwaben ebenso zu täuschen wie seinen kaiserlichen Herrn. Wie sehr aber Schwendi dessen Vertrauen genoß, entnehmen wir der Tatsache, daß Karl ihn im selben Jahr 1552 zum Burgvogt von Dreisach ernannte. Dieses, das schon in den Stammesagen eine große Rolle spielt, war damals eine Festung von überragender Bedeutung. Da Basel sich vom Reich immer trotziger abschloß und dem Hause Habsburg auch nicht dienen konnte, sicherte Dreisach den Übergang aus dem Elsaß nach dem Breisgau, mehr: von Burgund nach Deutschland. Beachten wir, daß die Reichsgrenze damals 150 Kilometer westlich von Freiburg lag, am oberen Lauf der Maas; Remirémont an der oberen Mosel hieß Keimersberg, und Besançon war als Bisanz freie Reichsstadt. Je mehr die westliche Reichsgrenze bedroht wurde, desto stärker mußte die Bedeutung Dreisachs wachsen. Heut liegt Freiburg nur noch 20 Kilometer von der Grenze!

Lazarus von Schwendi hatte nun endgültige und unmittelbare Beziehungen zum Breisgau gewonnen.

Noch aber führten ihn die unruhigen Kriegschicksale landauf und landab. Frankreich fühlte sich ringsum, von Süden, von Norden, von Osten, durch die spanisch-habsburgische Weltmacht bedroht und begehrte die südlichen Niederlande, die dann ein Jahrhundert später Ludwig XIV. eroberte. So kämpfte Schwendi nun in den Niederlanden als Obrist für den Sohn seines Kaisers, für König Philipp II. Der Stern des Grafen Egmont stieg auf. Mit seinen Reitercharen erstritt dieser, unter ihm Schwendi, den Sieg von Saint Quentin. Der Schwabe war auch an der Dünenschlacht von Gravelingen, gleichfalls unter dem Oberbefehl Egmonts und gleichfalls 1558, beteiligt. Im niederländischen Feldlager aber machte er eine Bekanntschaft, die für seine innere Entwicklung entscheidend werden sollte. Er lernte den um elf Jahre jüngere Prinzen von Oranien, Wilhelmus von Nassauen, kennen. Dieser hochbegabte junge Fürst war infolge seiner Lebensschicksale früh zur Erkenntnis von der Vergänglichkeit aller Ausdrucksformen, auch auf religiösem Gebiet, gekommen. Seine tiefe Innerlichkeit entriß ihn der Gefahr, ein Spötter zu werden. Bisher hatte Schwendi für die Einheit des Glaubens gestritten, weil er von ihr eine künftige Einheit seines Volkes erhoffte. Jetzt sah er den finsternen Fanatismus Philipps II. und auf der anderen Seite die klare und warmherzige Menschlichkeit Oraniens, der sein Volk und nichts als sein Volk liebte, der nicht wollte, daß jemand um seines selbsteigenen Weges zu Gott gerädert, gehenkt, geköpft, ersäuft, verbrannt werden sollte, wie es in den Niederlanden schon seit Karl V. tausendfach geschah.

Bald nun warnt Schwendi, „man könne die Veränderung in der Religion nicht mit Feuer und Schwert abwehren“, wie Habsburg es auch im Breisgau getan hatte. Er suchte in dem Kampf der Hugenotten zu vermitteln, damit dieser Religionsstreit nicht auf Deutschland übergreife und es verheere.

Im Jahre 1563 ernannte der Kaiser seinen vertrauten Feldobristen zum Herrn von Hohenlandsberg im Wasgenwald und begabte ihn mit den Besitzungen Rienzheim und Winzenheim bei Kolmar sowie Burkheim und Kirchhofen im Breisgau. Noch sollten ihm aber dort nicht die Jahre der Ruhe kommen. Die Türken standen tief im Herzen Europas; sie hatten die Paschalate Temeschburg (Temesvar) und Ofen errichtet, Graf Zwing verteidigte zu jener Zeit die Festung Szigeth. Kaiser Maximilian II., der im Jahre 1564 den Thron bestiegen hatte, ernannte sogleich Lazarus von Schwendi zum Generalkapitän der deutschen Truppen in Ungarn. Dieser kämpfte erfolgreich und gewann an der Theiß „vierzig Teutschmeilen lang und breit“.

Schwendi besaß das besondere Vertrauen des wohlwollenden, in Glaubensdingen duldsamen, leider im Sandeln schlappen Kaisers. Er benützte dieses Vertrauen, um dem Kaiser seine ungemein bemerkenswerten Vorschläge für die Reichsreform zu unterbreiten, die sich auf Wehrfragen und Glaubensfragen bezogen. Er sah sehr wohl, daß das Reich allen Stürmen preisgegeben war, wenn die Nachbarstaaten erstärkten und es über keine Wehrmacht verfügte. Franz von Sickingen hatte schon in der Erinnerung an die einstige Kaiserherrlichkeit das Rittertum zu seiner einstigen

Aufgabe im Dienste der Nation erziehen wollen; an seine Gedanken knüpfte Schwendi in den Vorschlägen an, die er dem Kaiser 1564 von Kaschau aus zusandte. Schon 1566 aber ging er in entscheidender Weise weiter, indem er forderte, daß Adel und Volk sich in den Waffen übten, daß überhaupt alle waffenfähigen Untertanen zur Verteidigung des Reiches verpflichtet würden. Vor ihm stand schon das Bild des Volksheeres, wie es 250 Jahre später durch Scharnhorst verwirklicht wurde, nachdem mancher kostbare Edelstein aus der Krone des Reiches gebrochen war. Er wettete gegen den Unfug des Söldnerunwesens. Die Söldner seien „bei den fremden Potentaten in Verachtung und Verkleinerung geraten, da sie um das Geld gar feil stehen und zur Zeit nichts wohlfeiler ist als des Deutschen Fleisch und Blut“. Er schlug vor, daß man allerorten Schießplätze anlege und jährlich ein- bis zweimal Musterungen aller Waffenfähigen halte, womit Manöver zu verbinden seien. Man solle auch Grenzbefestigungen anlegen und deutsche Bauern und Handwerker an den Grenzen ansiedeln. Er dachte also auch schon an den Schutz des Volkstums. Er wünschte weiter die Erstellung eines Reichszeughauses in Straßburg und meinte, dann würde man dem König von Frankreich „ein ander Latein“ aufgeben und mit anderem Ansehen und Ernst die entwendeten Plätze (Metz, Tull und Virten) zurückfordern.

Schwendi begleitete mit großer Anteilnahme den Freiheitskampf der Niederlande unter dem Prinzen von Oranien. Als Albas Blutregiment einsetzte, als Egmonts und Goornes Köpfe fielen, kündigte er Philipp II. seine Dienste und verzichtete auf seine Pension. Als die Niederlande sich von der Krone Spaniens losrissen, war es sein Bemühen, sie beim Reich zu erhalten, zu dem sie staatsrechtlich immer noch gehörten. Er wußte, was diese Bastion an Niederrhein und Schelde für das deutsche Volkstum bedeutete, wie es uns Langemarck und Xpern wieder gelehrt haben. Er stand beim Kaiser wie beim Prinzen von Oranien in Ansehen. So gab er den Rat, den Erzherzog Matthias, den späteren Kaiser, als Statthalter in die Niederlande zu entsenden. Dieser scheiterte allerdings an der ungeheueren Wucht der Geschicke seiner Unzulänglichkeit. Es war nicht Schwendis Schuld, daß die Mitglieder des Hauses Habsburg vor ihren Aufgaben versagten. Das Maß, in Deutschland eine neue Staatsordnung schaffen zu wollen, wie 60 Jahre später Herzog Bernhard von Weimar von derselben Landschaft aus es erstrebte, hatte er nicht; die Zeit war dazu auch noch nicht reif. Wie alle zum wahrhaften Staatsmann Geborenen war Lazarus von Schwendi ein Kenner der Geschichte seines Volkes. Er, der getreue Sohn der römisch-katholischen Kirche, zu der er bis an sein Ende stand, zeigt Erkenntnisse, die in jener Zeit überraschen. Der deutsche König Heinrich I. ist ihm Hochbild; er nennt ihn „den ersten festhaften und rechten deutschen Kaiser“. In Heinrich I. lebte aber der Geist Wittekinds, nicht des Franken Karl. Er schaut zu den Ottonen auf, wobei er die Schwäche der späteren übersieht, und sagt: „Solches Aufnehmen und Glückseligkeit ist nach Gottes Gnad und Segen, dessen sich die Deutschen dazumal durch ihre Gottesfurcht und Tugend haben würdig gemacht, vornehmlich auch daher erfolgt, daß

Deutschland mit fremden Regiments nichts mehr zu tun, sondern seiner Schanz und Besten allein für sich selbst einträchtiglich abgewartet hat.“ Diese glückliche Zeit habe aber aufgehört, als die Päpste anfangen, sich in die deutschen Angelegenheiten einzumischen. „Eimütigkeit, Vertraulichkeit und Eifer für das Vaterland“ seien seither geschwunden.

Ein Mann wie Schwendi, dessen ganzes Leben nur Sorge um Deutschland war, mußte zu den kirchlichen Wirren der Zeit Stellung nehmen. Unter dem Einfluß Oraniens hatte er sich zur Duldsamkeit durchgerungen. Er klagte die Jesuiten an, daß sie den Hader schürten, und forderte Duldung beider Bekenntnisse. Allerdings solle es bei dem katholischen und dem Augsburgischen Bekenntnis verbleiben; doch solle niemand, der in Gehorsam und Biederkeit lebe, wegen seines Glaubens verfolgt werden. Das Schmähnen in Wort und Schrift müsse verboten, die Druckerei einer Zensur unterworfen werden. Der alten Religion tue eine Reformation und Wegtuum vieler Mißbräuche not; doch auch bei den Protestanten müsse vieles anders werden — man denke an das Theologengezänk, das mit dem Intellektualismus seinen Einzug in die Kirche hielt und auch heute nicht überwunden ist! Schwendi warnt — schon stand das Wetterleuchten des Dreißigjährigen Krieges am Himmel — „es könne unter diesen Umständen leicht ein innerer Krieg entstehen; die fremden Nationen würden dann mit Behagen das Feuer schüren und sich freuen, wenn man sich im Reiche gegenseitig niedermetzele. Der Türke würde die Gelegenheit auch nicht verschlafen und das zerrüttete Land als eine willkommene Beute betrachten“.

Schwendis Gedanken finden sich vor allem in seinen Schriften: „Bedenken an Kaiser Max II. wegen Regierung des Römischen Reiches und Freistellung der Religion“ und „Diskurs und Bedenken über jetzigen Stand und Wesen des Heiligen Reiches, unsers lieben Vaterlands“, die an Kaiser und Reichstag gingen. Es ist die Stimme des furchtlosen Propheten, die hier laut wird. Er spricht: „Der Kaiser ist beider Teile ordentliche Obrigkeit und muß sich wie ein guter Arzt um die Wohlfahrt des ganzen Leibes des Gemeinwesens annehmen und nicht einem Glied die Hand bieten wollen, um das andere verdorren und verderben zu lassen. Daher darf er nicht dem Räte derjenigen folgen, die ihn bewegen wollen, nach dem Willen der fremden Potentaten sich allein an die Katholiken zu hängen.“ Noch ernster, noch eindringlicher erhebt sich sein Wort: „Nicht nur seiner selbst und seiner Nachkommen wegen muß der Kaiser den bezeichneten Weg betreten, sondern als deutscher Kaiser und Vater des Vaterlandes ist er es seinem kaiserlichen Amt und Gewissen schuldig. Und wenn er nicht den rechten Ernst und Eifer anwendet, so möge er gewiß sein, daß Gott ihn und seine Nachkommen mit Strafen heimsuchen wird; das Vaterland wird seine Lässigkeit hüßen müssen und wird in Ewigkeit über ihn schreien.“

Der wohlwollende, aber schwache Maximilian II. starb 1576. Rudolf II. war durch die spanische Erziehung und Heirat gebunden — das Unheil ging seinen Weg;

man beliebte nicht mehr, auf Schwendis Warnungen zu hören. Auch dessen Beziehungen zu den Fürsten von Braunschweig, Sachsen und Kurpfalz vermochten nichts zu nützen, machten ihn vielmehr in Wien verdächtig. Die Stimme aus dem Breisgau verhallte. Lazarus von Schwendi starb am 28. Mai 1584 zu Kirchhofen unweit Freiburg, wenige Wochen, bevor Wilhelmus von Nassauen zu Delft gemeuchelt wurde.

*

50 Jahre nach dem Tode Schwendis, des Warners vor dem Streit der Kirchen, wurde das feste Schloß Kirchhofen, in dem er gewohnt hatte, der Schauplatz eines jener furchtbaren Geschehnisse, welche dem Dreißigjährigen Kriege das Gepräge gaben. Es wird von gewisser Seite bis in die Gegenwart benützt, um den Hader der Bekenntnisse zu schüren. Darum sei es hier in seinen Zusammenhängen kurz dargestellt. Vorausgeschickt sei, daß im Jahre 1634 die sogenannten schwedischen Heere wohl noch der Krone Schwedens verpflichtet waren, aber überwiegend, manchmal auch ganz aus deutschen Regimentern bestanden und daß der Sababurger Ferdinand II., den der deutsche Michel sich zum Kaiser erkürt hatte, es war, der zuerst die fremden Kriegsvölker, darunter eine Armee zaporogischer Kosaken, auf den deutschen Boden rief. In Kirchhofen standen Deutsche gegen Deutsche. Die feste Breisach hatte die einander feindlichen Heere an den Oberrhein gelockt. Wer eben obenauf war, drangsalirte die andersgläubige Bevölkerung. Die Stadt Basel verpflegte durchschnittlich 30 000 geflüchtete Marktgräfler, ebensoviele Hanauer die Stadt Straßburg. Die vorderösterreichische Regierung bot im Sundgau das Landvolk auf, welches aber raubte und plünderte wie die Söldner auch. Solcher „Landsturm“ schloß in Sagenau eine Abteilung evangelischer Soldaten ein. Diese ergaben sich der Übermacht auf freien, ehrenvollen Abzug. Die Bauern hielten ihr Wort nicht. Als die Waffenlosen durch ihre Reihen zogen, fielen sie über sie her und schlugen sie erbarmungslos nieder. Man zog den Söldnern Waffenröcke und Stiefel aus und ließ sie auf dem Feld liegen. Hunde und Krähen schmauften an den Leichen. Die Wut in der „schwedischen“ Armee des Rheingrafen Otto Ludwig war groß; man schwur Vergeltung.

Um jene Zeit begab sich Pater Michael von Freiburg nach Kirchhofen und hieß die Bauern der Umgegend sich zusammenrotten. Man wolle die Ketzer heimsuchen und besorgte es gründlich. Man plünderte die marktgräflichen Dörfer aus und trieb nichts Besseres als Wegelagererei. Man erstürmte das marktgräfliche Schloß Kötteln und marterte den Amtmann Samann von Offenburg zu Tode. Jetzt war das Maß voll. Rheingraf Otto Ludwig setzte mit seinen Truppen heran und trieb die Bauernschar des Paters Michael zu Paaren. Der Rest rettete sich in das feste Schloß Kirchhofen; es waren noch 300 Mann. Aber sie konnten sich nicht halten und ergaben sich auf Gnade und Ungnade. Der Rheingraf ließ Ungnade walten. Die Bauern mußten ihre Waffen ablegen und einzeln aus einer schmalen Pforte treten. Dort standen Söldner

mit Spitzhämmern bereit. Sie schlugen den dreihundert Bauern Mann für Mann den Schädel ein. Ein graufiger Vorgang! Das Entsetzen hallt über die Jahrhunderte herüber. Aber wenn man einen Schuldigen suchen will, so ist es der Pater Michael, der die Bauern betört hatte. Ob er sich rechtzeitig in Sicherheit brachte oder unter den Erschlagenen war, weiß ich nicht.

Man hat im Jahr 1933 das Gedächtnis der Tat durch ein Heimatspiel aufgefrischt und jene Bauern als Helden der Heimat gefeiert. Man sollte sie als Opfer des eigenen Fanatismus bedauern. Kehren wir zu Lazarus von Schwendi zurück und hören wir endlich seine Stimme, damit nicht wieder Deutsche den deutschen Bruder morden, er hege einen Glauben, wie er wolle!

Hans Frank Heimat.

Und liebest Du die Heimat auch,
weltwärts gewendet das Gesicht,
kannst scheiden Dich von Baum
und Strauch,
von Deiner Heimat nicht.

Sie ist von Dir so sehr ein Teil
wie Vater, Mutter, Weib
und Kind,
die nicht von Dir geschieden, weil
sie fortgegangen sind.

Vertriebest Du aus Deinem Tag
herzlos die Heimat Stück für Stück,
bei Nacht, in Deines Herzens
Schlag,
kehrt sie als Traum zurück.

Wenn einstmals auf dem bitteren
Bett
der Tod Dich hinnimmt Glied
nach Glied,
vor seinem klappernden Skelett
das Leben schauernd flieht =:

Sie ist in Deinem letzten Hauch,
ist in dem Blick, der Dir zerbricht.
Denn liebest Du die Heimat auch =
die Heimat läßt Dich nicht.

Deutsche jenseits der Grenze.

Von baltisch-deutscher Volkskunde. / Von Irene Neander.

Volkskunde des baltischen Deutschtums mag einem Kenner der Verhältnisse ein etwas zu prunkvolles Wort für die Versuche erscheinen, Reste alten Sprachguts und Brauchtums in unserem Volkstum aufzusuchen und zu erklären, fehlt uns doch eigentlich das, was man gemeinhin das Volkhafte nennt. Das Baltenland ist mit Recht die erste Übersee-Kolonie des Deutschen Reiches genannt worden, und dieser eigentümliche Charakter ist ihm bis heute erhalten geblieben. Vor allem fehlt im Baltikum der deutsche Bauer, der ja im Mittelalter nicht übers Meer ging, und so ist das baltische Deutschtum im wesentlichen Oberschicht geblieben. Spätere und zahlenmäßig nicht sehr bedeutende Bauereinwanderungen im 18. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts haben an dieser Tatsache nichts zu ändern vermocht. So fehlt hier der bedeutendste Träger und Erhalter volkhafter Kultur. Daß trotzdem volkskundliche Bemühungen im Baltikum nicht vergeblich gewesen sind und eine Menge Material gefunden haben, das allerdings noch kaum verarbeitet worden ist, hat vor allem zwei Gründe: 1. den konservativen Charakter des baltischen Deutschtums, der, verstärkt durch den Druck von außen, altes Volksgut mit bewundernswerter Zähigkeit zu bewahren bestrebt ist, 2. sein ausgeprägtes Gemeinschaftsbewußtsein, auch mit durch den ständigen Abwehrkampf bedingt. Baltisches Leben ist von jeher ein Leben in der Gemeinschaft gewesen. Familie oder besser gesagt: Sippe, Stand und Berufsgemeinschaft, studentische Verbindung als Lebensgemeinschaft, nicht nur vorübergehende Bindung in der Jugend, haben von jeher das Leben des einzelnen bestimmt und eigentümliche Lebensformen herausgebildet und erhalten, die aufzugeben immer auch Zerstörung eines nationalen Wertes bedeutete.

Die Gebiete, mit denen sich die baltisch-deutsche Volkskunde zu beschäftigen hat, sind vor allem Sprache und Sitte. Es gibt keine geschlossenen deutschen Siedlungen bis auf die Bauernkolonie Girschenhof, die aber auch kein eigentümliches Gepräge hat. Um 1800 hat sich freilich ein charakteristischer Stil für das Guts- und Kleinstadthaus herausgebildet, der aber klassizistisch beeinflusst und keine alte deutsche Überlieferung ist.

Zwar gelten noch im Privatrecht Bestimmungen des alten Provinzialrechts, so daß man immer noch in Kurland anders erbt als in Livland, obwohl beide längst in einem Staat vereinigt sind, und obwohl der Adel abgeschafft ist, erben immer noch adlige Personen nach einem anderen Recht als bürgerliche. Es ist aber nicht im eigentlichen Sinne *deutsches* Recht, das hier lebendig ist.

Eine deutsche Volkskunst gibt es nicht, auch keine Volkstrachten, an denen z. B. Siebenbürgen so reich ist. Somit fallen ganz große Gebiete der Volkskunde bei einer Betrachtung des baltischen Deutschtums fort. Wie steht es nun mit den beiden oben erwähnten, Sprache und Sitte?

Für das erste gibt es mehrere zusammenfassende Darstellungen¹. Das baltische Deutsch ist kein Dialekt, es ist ein eigentümlich ausgesprochenes Hochdeutsch mit einzelnen charakteristischen Wendungen und Ausdrücken, die nach Masing alle niederdeutschen Ursprungs sind, sofern es sich nicht um Entlehnungen aus den Sprachen der nichtdeutschen Heimatgenossen handelt. Oft sind auch niederdeutsche Worte auf dem Umweg über die fremde Sprache wieder ins baltische Deutsch gelangt.

Eine Siedlungsgeschichte unserer Heimat ist noch nicht geschrieben, man kann aber, glaube ich, zwei Ströme unterscheiden, den Hauptstrom niederdeutscher Einwanderer vorwiegend in der ersten Zeit der Kolonisation, aber auch später nie abbrechend und den Charakter unseres Volkstums ganz stark bestimmend, und einen mitteldeutschen im 18. Jahrhundert, als das Land nach dem Nordischen Kriege fast entvölkert worden war. Es scheint aber, daß es sich bei dieser Einwanderung mehr um studierte Leute (Pastoren, Lehrer) gehandelt hat, die, ein dialektfreies Hochdeutsch sprechend, keinen besonderen Einfluß auf unsere Umgangssprache ausgeübt haben. Ein großer Teil unserer sog. „Literatenfamilien“ (studiertes Bürgertum) ist mitteldeutschen Ursprungs und erst im 18. Jahrhundert eingewandert, während unter dem Adel, den Kaufleuten und Handwerkern mehr Niederdeutsche vorhanden sind. Die Beziehungen zu den niederdeutschen Gebieten waren ja auch zu allen Zeiten sehr eng und sind es vielfach auch noch bis heute. Die bauerlichen Kolonisten sind Pfälzer und Schwaben, und ihr Deutsch hat seine eigentümliche Färbung. Ältere Leute sprechen ein noch ziemlich reines Schwäbisch, das einen in der fremden Umgebung durch seine Klangfärbung besonders fremdartig anmutet. Das Charakteristische an dem baltischen Deutsch ist nicht so sehr der Wortschatz oder die Aussprache dieser oder jener Laute (Zungen-r, g-j vor e und i), sondern vielleicht mehr sein eigentümlicher Tonfall, eine bestimmte Satzmelodie, die Th. Mann in den „Buddenbrooks“ sehr treffend als „drollig hüpfend“ bezeichnet. Der Balte überbetont die Stammsilben der Worte, wobei er die Stimme bald hebt, bald senkt, auch bei der Aussprache eines ein-

¹ Dr. O. Masing: *Id. Elemente in der Umgangssprache der baltischen Deutschen*, Riga 1926. Vgl. auch *Zeitschr. für Deutschkunde* 1923. S. 2.

zigen Vokals, so daß ein singender oder „hüpfender“ Tonfall entsteht, unachahmlich für jeden Fremden und unablegbar für jeden Einheimischen, wenn er sich auch mit noch so viel Mühe die ai- und oi-Aussprache für die Diphthonge ei und eu angewöhnt hat und sich bemüht, das g richtig auszusprechen. Die baltische Aussprache ist z. T. auch altes niederdeutsches Erbgut (g-j), z. T. durch die Sprachen der Umgebung beeinflusst, denn wie jeder Auslandsdeutsche ist auch der Balte daran gewöhnt, von klein auf neben der Muttersprache eine oder mehrere fremde Sprachen zu sprechen.

Im Wortschatz sind die Eigentümlichkeiten des baltischen Deutsch, wie Masing nachweist, fast durchweg niederdeutschen Ursprungs, auch vieles, was der Balte selbst heute als undeutsch oder „falsch“ empfindet, z. B. Ausdrücke wie: Spann — Eimer, Dünaante — Dünaufer, Sof — ein Zohlmaß etwa 1 Liter, Knust — Brotende, Waddak — Molke, Kroppzeug — kleine Kinder, der Himmel ist beschworen (= bewölkt) von mittelniederdeutsch swaark = schwarze Wolke u. a. m. Das Lettische hat einige lautliche Eigentümlichkeiten, die mit dem Niederdeutschen übereinstimmen, so die Vorliebe für geminierte Konsonanten, es kennt kein f. Auch entspricht die im Lettischen sehr häufige Verkleinerungssilbe — ing dem Niederdeutschen und wird im baltischen Deutsch sehr oft verwendet, etwa im Schülerjargon die Anrede „Kinnings“ oder „Kindings“ für „Kinder!“ (vgl. bei Fritz Reuter Lining und Minning).

Es war schon die Rede davon, wie stark das Leben des baltischen Deutschen von der Gemeinschaft bestimmt wird, sie ist sein stärkster Schutz gegen Entnationalisierung. Viel stärker als der Deutsche im Reich hat sich der Auslandsdeutsche von jeher als Glied seiner Volksgruppe gefühlt, spürt er doch auch jeden Druck und jede Anfeindung von außen, die dem Ganzen gilt, viel rascher und empfindlicher am eigenen Leibe. Auch wird er im ständigen Verkehr mit dem Fremdvolk selten als Persönlichkeit, sondern fast immer als Vertreter seines Volkstums angesehen und gewertet. Es ist immer ein Leben „auf dem Präsentierteller“, von früh auf mit Verantwortung beladen, angefeindet oder bewundert. Das durch den äußeren Druck ständig wachgehaltene Gemeinschaftsgefühl führt auch zu starker Gemeinschaftsbindung im Inneren. Wie der einzelne nach außen hin immer nur als Glied seiner Volksgruppe Geltung hat, so bewertet man ihn im Inneren nur als Glied irgendeiner ständischen oder Berufsgemeinschaft, vor allem auch als Glied einer bestimmten Familie, ein spezifisch baltischer Zug. „Ich kenne ihn nicht“, sagt der Wolmarsche Bürgermeister in J. Eckardt, „Livländischem Stilleben“ (Leipzig 1868), und der Mann ist für ihn erledigt. Der einzelne gewinnt erst Bedeutung und Interesse, wenn man ihn irgendwo eingeordnet hat.

Noch heute sind in der sozialen Struktur des baltischen Volkstums die alten Stände stärker als irgendwo anders erkennbar, vielleicht findet jetzt eine soziale Umschichtung statt, sind doch durch Krieg, Revolution, Bolschewistenherrschaft und Abwanderung die bisher führenden Schichten: Adel und Literatentum am stärksten dezimiert worden, und es steigen andere Schichten herauf, weniger belastet mit alten baltischen Tra-

ditionen und Bewußtseinsinhalten, darum vielleicht geeigneter für die neuen Lebensverhältnisse der Nachkriegszeit. Die strenge ständische Gliederung hat bisher die Volksgemeinschaft nicht zerrissen, sondern eher fester gefügt, jeder hat seinen bestimmten Platz innerhalb des Ganzen und ist ihm auf seine Weise verpflichtet. Es ist im Baltentum noch etwas von einer mittelalterlichen Auffassung der Standesehre lebendig. Mittelalterliches haftet auch noch den Lebensformen dieser Gemeinschaften an. Nach uraltem Brauch feiern noch heute die Handwerker die Aufnahme eines neuen Lehrlings ins Amt oder Gewerk, wird der Geselle freigesprochen. Die Glaser und Maler begehen noch heute das Fest ihres Schutzheiligen St. Lukas, wobei in einem traditionellen Trinkspruch der fünf Lukasstädte gedacht wird: Hamburg, Bremen, Lüneburg, Lübeck und Riga, die diesen Tag feiern.

Das Baltenland ist auch das Land der Familientraditionen, beginnend mit bestimmten Rezepten für die baltischen Nationalspeisen, die übrigens vielfach heute noch in Westfalen zu finden sind, bis zu bestimmten Festbräuchen, den Vornamen der ältesten Söhne usw.

In kleinen und kleinsten Gemeinschaften lebt so altes Volksgut weiter, wir Balten kennen aber keinen Brauch mehr, an dem das ganze Volkstum teilnimmt. Wir haben auch keine Volksfeste im alten Sinne mehr. Wohl veranstaltet der Deutsche Elternverband in Lettland alljährlich im Frühling ein Volksfest im freien, dessen Ertrag der Erhaltung deutscher Schulen auf dem Lande dient, aber was da an Festbrauch geübt wird, ist nicht bodenständig. Ein geschlossenes Auftreten nach außen ist uns in den letzten 100 Jahren meist verwehrt gewesen, und völkisches Leben konnte sich nur in den kleinen internen Gemeinschaften entwickeln. Es ist verständlich, daß der Balte so an diesen Gemeinschaften hängt.

Seit dem Kriege ist viel neues Brauchtum durch die Jugendbewegung älteren und neuen Stils in unser Volkstum hineingetragen worden. Volkstanz und Volkslied werden wieder gepflegt, auch bei dem deutschen Bauern auf dem Lande. Adventskranz, Julklapp und Sonnwendfeiern sind uns bisher fremd gewesen. Es ist wie ein neuer Zustrom deutschen Wesens, deutscher Seele und wird begeistert und dankbar aufgenommen. Und wir Auslandsdeutschen brauchen diese Seelenkräfte heute mehr denn je, denn der Druck des gesamtdeutschen Schicksals lastet auf uns immer noch schwer, und wir spüren immer noch die Feindschaft der Welt gegen alles deutsche Wesen. Wir baltischen Deutschen haben im letzten Jahr große Verluste an kultureller Selbständigkeit gehabt. Wir können die Bildung unserer Jugend nicht mehr nach unseren Grundsätzen gestalten, seit uns unsere Schulautonomie genommen ist. Unser Unterricht kann nicht mehr in altem Maße Kunde vom eigenen Volk, im wahrsten Sinne des Wortes Volkskunde sein, sondern ist überladen mit Fremdem. Die alten Lebensformen, so zäh wir an ihnen hängen, werden allmählich doch ihres Inhaltes beraubt durch das immer vorwärtsdrängende Leben. Da ist es besonders nötig, daß wir uns immer neue Kräfte aus dem Mutterlande holen, aus dem unerschöpflichen Quell der Seele unseres Volkes.